

## 5. Die Reproduktion von Rassismus im Kontext machtasymmetrischer interkultureller Konflikte

Gesellschaften ändern sich durch Konflikte – Bourdieu würde sagen: durch symbolische Kämpfe, welche objektive Krisen zur Voraussetzung haben. Rassismus bringt Konflikte mit sich, wenn er durchgesetzt, abgewandelt oder abgeschafft werden soll. Wie diese Konflikte innerhalb von rassistisch dominanten Gruppen ausgetragen werden, war Gegenstand der vorausgegangenen beiden Kapitel. Nun sollen – soweit das mit dem vorliegenden empirischen Material möglich ist – Konflikte zwischen rassistisch dominanten und dominierten Personen analysiert werden. Es ist anzunehmen, dass diese Konflikte *auch* durch die strukturelle Machtasymmetrie zwischen beiden Klassen geprägt sind, und dass sie dazu beitragen können, diese zu reproduzieren.

Außerdem nutze ich den Gegenstand des machtasymmetrischen Konflikts – der häufig zugleich ein interkultureller Konflikt ist – für eine Detailstudie zur wechselseitigen Verwobenheit von rassistischen Strukturen und mikrosozialen Dynamiken. Die soziale Dynamik des Face-to-face Konfliktes beschränkt sich wie alle anderen sozialen Phänomene, die mit Rassismus in Verbindung gebracht werden (z.B. Kategorienbildung, kollektive Identität, Gewalt usw.), nicht auf rassismusrelevante Konflikte. Sie wird aber von Rassismus in spezifischer Weise strukturiert und trägt ihrerseits zur Reproduktion von Rassismus bei.

In den Sozialwissenschaften werden Konflikte zwischen rassistisch Dominanten und Dominierten v.a. unter zwei Überschriften untersucht: Die mikrosoziale Forschung setzt sich mit interkultureller Verständigung auseinander, während sich soziologische und politologische Perspektiven auf den ethnischen Konflikt konzentrieren. Die Forschung zu interkultureller Begegnung und Kooperation (Thomas 1994, 1996; Brislin und Yoshida 1994; Brislin 1981) oder zu interkultureller Kommunikation (Kokemohr und Koller 1996) fragt, wie sich diese und andere soziale Prozesse gestalten, wenn sich Angehörige verschiedener Kulturen gegenüberstehen. Kultur wird dabei meist als kulturelles Bedeutungssystem verstanden und ähnelt damit dem hier verwendeten Begriff der dominanten Kultur: „Eine scheinbar ganz triviale Handlung hat also innerhalb der zwei verschiedenen kulturellen Bedeutungssysteme (meaning systems) nicht unbedeutende Konsequenzen. Solche kulturellen Systeme sind die Rahmen der subjektiven Lebenswelten und beeinflussen die Gefühle; das verläuft gewöhnlich völlig unbewusst, wie die Grammatik der Sprache“ (Jahoda in Thomas 1996: 40). In diesem Paradigma ist das „Interkulturelle“ des interkulturellen Konfliktes das Missverständnis, das sich aus differie-

Forschungs-  
stand

renden kulturellen Bezugssystemen ergibt (Sunoo 1990; Cohen, R. 1997). „Kultur“ wird überwiegend als „Nationalkultur“ verstanden und wie eine sozialpsychologische Eigenschaft operationalisiert: Jeder Mensch *hat* dann eine Kultur, und bei der empirischen Erforschung von Begegnungen von Menschen aus zwei verschiedenen Nationalkulturen, versucht dieser Ansatz, alle anderen relevanten Faktoren entweder konstant zu halten, oder als intervenierende, d.h. von Kultur unterscheidbare Variablen, zu kontrollieren.

Macht-  
asymmetrie

Schon deshalb spielen sozialstrukturelle Machtasymmetrien im Paradigma der interkulturellen Begegnung keine oder eine stark reduzierte Rolle. Die Zielgruppen der Forschung unterscheiden sich normalerweise *ausschließlich* hinsichtlich ihres nationalkulturellen Bezugsrahmens. Meist handelt es sich um Mittelschichtsangehörige, häufig um AustauschstudentInnen oder leitende Angestellte. Bei einigen relevanten Zielgruppen (z.B. EntwicklungshelferInnen, FlüchtlingsberaterInnen) kann die Forschung nicht von Machtasymmetrien abstrahieren. Hier wird Machtasymmetrie als zusätzlicher – von Kultur deutlich verschiedener – Kontextfaktor betrachtet und meist psychologisiert. Zum Beispiel spricht Brislin von „ascribed power“ (1981: 149), wenn er die Auslandsaufenthalte von Staatsangehörigen reicher Länder in armen Ländern betrachtet. „Sojourners are often treated as if they were powerful people even though they may be quite ordinary citizens in their home countries“ (Brislin 1981: 169). Er unterstellt also den rassistisch Dominierten, dass sie sich über die Macht der Dominanten *täuschen*, denn aus Breslins Perspektive heraus handelt es sich bei den Dominanten ja um ganz normale Menschen.<sup>83</sup>

Fazit zum Be-  
gegnungs-  
Paradigma

Die Forschung zu interkulturellen Begegnungen und Konflikten sensibilisiert in erster Linie für die impliziten Unterschiede zwischen selbstverständlichen (kulturellen) Bezugssystemen. Wer sich für die Kommunikationsprobleme zwischen Menschen mit deutlich verschiedenem Habitus interessiert, wird hier viele Anregungen finden. Wenn rassistische soziale Ungleichheit – wie im zweiten Kapitel behauptet – divergierende dominante und dominierte Habitus hervorbringt, können die Forschungen zu interkulturellen Missverständnissen vielleicht auf solche Unterschiede übertragen werden. In Bezug auf die Analyse von Machtasymmetrien ist diese Forschungstradition aber völlig überfordert. Sie wird der Verflochtenheit der legitimen und dominanten Kultur(en) mit machstrukturellen Asymmetrien nicht gerecht.

Macht im eth-  
nischen Kon-  
flikt

Deutlich andere Stärken und im Hinblick auf das Thema „Macht“ weniger Schwächen weist die makrosoziologische Forschungstradition zum ethnischen Konflikt auf. Schon dass sie sich explizit mit „Konflikten“ auseinander setzt und nicht „Verständigungsschwierigkeiten“ oder falsche Zuschreibungen untersucht, macht klar, dass hier die Bedeutung von symbolischen und materiellen Ressourcenungleichgewichten Anerkennung findet (Heitmeyer 1996;

<sup>83</sup> In einschlägigen linguistischen Studien finden Machtasymmetrien immerhin Erwähnung, werden jedoch als Statusinkongruenz zu einer Randbedingung für die interkulturelle Kommunikation (Inowlocki 1996).

Wilmsen und McAllister 1996). Außerdem trägt sie der symbolischen Dimension von Kämpfen über Rassismus Rechnung, indem sie den Interessenkonflikt vom ethnischen Konflikt unterscheidet. Laut Hirschman (1994) ergibt sich die besondere Eskalationsdynamik und Sprengkraft ethnischer Konflikte daraus, dass in ethnischen Konflikten in erster Linie unteilbare Ressourcen verhandelt werden, die nur nach dem Alles-oder-Nichts-Prinzip zu- oder aberkannt werden können (Taylor 1994).

Außerdem wird in der Forschung zu ethnischem Konflikt deutlich, dass dieser mit Prozessen sozialer Mobilisierung einhergeht, d.h. mit dem voraussetzungsreichen Versuch ethnischer Gruppen, soviel moralisches, kulturelles, soziales und politisches Kapital anzuhäufen, dass sie als kollektive Akteure handlungsfähig werden (Esser 1996: 68ff). In der Schwerpunktsetzung auf mobilisierte soziale Gruppen liegt die Stärke und das Problem dieser Richtung: Auch wenn sie anerkennt, dass rassistisch dominante Gruppen dadurch Konflikte verschärfen, dass sie rigide Strukturen schaffen (Heitmeyer 1996: 56), werden doch in erster Linie dominierte Gruppen als „ethnische“ Gruppen sichtbar: „Furthermore, dominant groups are never ethnicities; they are in control. (...) Thus, ethnic politics is the politics of marginality“ (Wilmsen und McAllister 1996: 4). Gerade die rassistisch Dominanten müssen sich aber – solange sie mit dem Status Quo zufrieden sind – nicht notwendig mobilisieren. Dann wird ihre Zugehörigkeit zu einer partikularen ethnischen Gruppe nicht explizit, sondern sie konstruieren sich als „normal“ (Frankenberg 1993, 1996).

Mobilisierung

Studien zum ethnischen Konflikt sind für mein Erkenntnisinteresse insofern hilfreich, als sie die Bedeutung von Mobilisierung und damit von kollektiver politischer Macht ansprechen. Auf mikrosoziale Interaktionen lassen sie sich aber nur begrenzt übertragen und sie beschäftigen sich nicht systematisch mit rassistischer Dominanz und deren Effekten auf den ethnischen Konflikt. Inkompatibilitäten zwischen verschiedenen Habitus berücksichtigen sie nur aus der Perspektive der Minderheit. Die Besonderheit des ethnischen Konfliktes entsteht jedoch gerade dadurch, dass die mobilisierte ethnische Gruppe auf eine habituell übereinstimmende, rassistisch dominante Klasse trifft. Während die ethnischen Gruppen in symbolischen Kämpfen Veränderungen herbeiführen wollen, befestigen die dominanten Klassen selbstverständlich ihre Normalität.

Fazit zum Paradigma „Ethnischer Konflikt“

Das hier vorgeschlagene Modell des machtasymmetrischen interkulturellen Konflikts ergänzt beide Forschungsrichtungen. Im Unterschied zum Paradigma der interkulturellen Begegnung wird in einem ersten Schritt gezeigt, dass die Perspektiven im interkulturellen Konflikt nicht nur deshalb divergieren, weil zwei verschiedene kulturelle Kontexte aufeinander treffen, sondern auch dadurch, dass sich aus der Machtasymmetrie zwischen Dominanten und Dominierten habituell verschiedene Zugänge zum Konfliktgegenstand ergeben. In Konflikten zwischen rassistisch dominanten und dominierten Individuen bedingen diese beiden Faktoren nicht nur Perspektivendivergenzen, die eskalie-

Vorschau

rend wirken, sondern sie werden von beiden Konfliktparteien in unterschiedlicher Weise instrumentalisiert (5.2). Wenn man die resultierenden Brüche – wie normalerweise der Fall – nicht kommunikativ oder handlungspraktisch miteinander vermitteln kann, wirken sie Konflikt eskalierend und sie stabilisieren sich selbst, d.h. sie rufen mittelbar rassistische Effekte hervor: Der Konflikt wird einseitig internalisiert (5.2.1) oder externalisiert (5.2.2). Langfristig inkorporieren die rassistisch Dominanten ein ambivalentes Verhältnis zu ihren dominierten KollegInnen in den antirassistischen Gruppen (5.3).

### 5.1 Perspektivendivergenz

- Kulturelle Differenz** Es ist allgemein anerkannt, dass die Zugehörigkeit zu deutlich verschiedenen Kulturen Perspektivendivergenzen hervorbringen kann, die Missverständnisse begünstigen. Inwiefern dies auf interkulturelle Konflikte eskalierend wirkt, ist allerdings umstritten. Denn Verständnisschwierigkeiten als solche können meist problemlos diagnostiziert und behoben werden. Konflikträchtig werden sie nur als Teil eines „struggle about something quite different, such as resources or power“ (Avruch 1998: 29).
- Macht** Fasst man Rassismus als Dimension sozialer Ungleichheit, so ist anzunehmen, dass auch zwischen rassistisch Dominanten und Dominierten habituelle Unterschiede und damit Perspektivendivergenzen auftauchen. Durch anhaltende Diskriminierungserfahrungen gewinnen rassistisch Dominierte einen spezifischen Blick auf rassismusrelevante Handlungen, den die Dominanten zwar kognitiv und evtl. auch emotional nachvollziehen können, den sie aber nicht von sich aus einnehmen können, und der ihnen auch habituell nicht nahe liegt. Die resultierenden Perspektivenunterschiede lassen sich kommunikativ nur schwer überbrücken. Nohl zeigt z.B. für Jugendliche türkischer Herkunft, dass angesichts von ethnischer Diskriminierung auch diejenigen, die sich habituell auf verbale Kommunikation hin orientieren, außerstande sind, die Grenzen zwischen den Ethnien kommunikativ zu überwinden (2001: 146ff).
- These** Beide Sorten der Perspektivendivergenz können in der Praxis kaum voneinander unterschieden werden. Um zu belegen, dass rassistische Machtasymmetrien auch ohne kulturelle Unterschiede Perspektivendivergenzen hervorbringen können, betrachte ich im Folgenden einen Konflikt zwischen einer schwarzen und einer weißen Deutschen, also zwischen zwei Angehörigen derselben Nationalkultur, die sich nur durch ihre dominante und dominierte Position im Verhältnis zu Rassismus unterscheiden.

Sequenzanalyse „Offene Fragen“

In der Sequenz „Offene Fragen“ streiten Anne und Dorothea aus der feministischen Gruppe zum zweiten Mal miteinander. Der erste Konflikt ließ Anne beschämt zurück und wurde bereits als Beispiel für beziehungspflegerische Konfrontationen untersucht (Sequenz „Ecke“). Die hier analysierte Sequenz ereignete sich ganz am Ende des Reflexionstages, als es in der Feedbackrunde erneut zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden kam. Auf den ersten Blick betrachtet wirkt dieser Konflikt unnötig aufgebauscht. Eigentlich will Anne nur wissen, ob Dorothea da war, als am Anfang eine Vereinbarung über die Vertraulichkeit des Reflexionstages getroffen wurde.

Konflikt-  
beginn

Anne: „Also ich bin tierisch verschwitzt. [...] Also da muss es immer noch recht viel Ängste geben, die diffus sind, die mit dem Thema zu tun haben. [...] Meine Erwartungen, hier einen geschützten Raum zu erleben, die sind so mehr oder weniger eingetroffen also mehr. Ich geh recht in der Annahme, dass Dorothea bei dieser Absprache noch nicht da war, diese Übung, als wir auf dem Stuhl gesessen haben und gesagt haben, was wir für Erwartungen haben, was für Befürchtungen wir haben. Warst du da schon da?“ (P35: 517ff).

Anne führt ihre Frage im Zusammenhang mit ihrem Schutzbedürfnis ein. Insofern ist verständlich, dass sie wissen will, ob auch Dorothea die Vertraulichkeit des Zusammentreffens respektieren wird. Allerdings beantwortet Dorothea Annes Frage nicht und widersetzt sich auch im Folgenden einer einfachen Reaktion. Auch diese – zunächst verblüffende – Reaktion ist nachvollziehbar, wenn man den Kontext der Frage bedenkt. Zum einen ist die Art, wie Anne ihre Frage stellt, ausgesprochen zweideutig. Anne spricht von Dorothea in der dritten Person, obwohl diese anwesend ist, und sie formuliert ihre Frage zunächst als Feststellung: „Ich geh recht in der Annahme, dass Dorothea bei dieser Absprache noch nicht da war“ (P35: 530f). Da Dorothea tatsächlich nicht anwesend war, kann sie nach Annes vager Aussage keine Ahnung haben, um welche Vereinbarung es ging. Dorothea hat schon im ersten Konflikt die Erfahrung gemacht, dass Anne ihr Dinge unterstellt, die nicht richtig sind. Folgerichtig befürchtet sie, dass Annes Frage mehr enthält, als diese vorgibt. Außerdem könnte Annes Frage als Vorwurf bezüglich Annes Zu-spät-Kommen interpretiert werden. Durch die sprachliche Distanz zu Dorothea, dadurch, dass Anne Dorothea nichts erklärt, und dadurch, dass es zuvor Konflikte gab, spricht Einiges dafür, dass die Frage implizit einen Angriff enthält.<sup>84</sup>

Perspektiven  
der Kontra-  
hentinnen

Anne: Dorothea?

Dorothea: Ich weiß nicht, wie ich die Frage verstehen soll

Me: [sprechen parallel] Warst Du schon da?

Anne: / (In diesem Fall/Diese Frage) [ist, A.W.] mit ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ zu beantworten.

Dorothea: Wieso? Ich fühl mich jetzt gezwungen, ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ zu sagen, und das hat so 'n suggestiven Unterton.

() : Das ist doch ne reine Informationsfrage.

Dorothea: Das ist keine reine / Informationsfrage.

(Erika): / doch sie zieht dann ihre Schlüsse daraus // erst mal will se was, will se nur wissen ob du ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ sagst (P 35: 538ff).

<sup>84</sup> Als Leiterin ging es mir ähnlich wie Dorothea: Obwohl ich bei der fraglichen Vereinbarung anwesend war, dachte ich in der Situation zuerst, dass Anne mit ihrer Frage den Konflikt aus der Sequenz „Ecke“ noch einmal aufgreifen will (P35: 672ff).

In der nun folgenden Auseinandersetzung stehen sich zwei Perspektiven unvermittelt gegenüber. Dorothea benennt immer wieder die Zweideutigkeit der Kommunikation und ist daher nicht willens, die Frage zu beantworten. Der Rest der Gruppe fokussiert den expliziten Inhalt der Frage und versucht, Dorothea dazu zu bewegen, im Rahmen „Anne fragt – Dorothea antwortet“ routinemäßig zu antworten.

Parteinahme  
der Gruppe

Bei einem solchen Missverständnis ist eine kurze Auseinandersetzung kaum verwunderlich. Nach einer Weile wird aber zunehmend unverständlicher, dass sich das Problem nicht aufklären lässt. Alle Anwesenden außer Dorothea wissen, worauf sich Annes Nachfrage bezieht und ihnen ist bekannt, dass Dorothea bei der fraglichen Vereinbarung nicht anwesend war. Wenn es sich, wie von der Gruppenmehrheit behauptet, um eine reine Sachfrage handelt, könnte diese mühelos beantwortet werden. Stattdessen spricht die ganze Gruppe auf Dorothea ein und belehrt sie darüber, dass die Frage „mit ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ zu beantworten“ (P35: 546f) ist. Die Gruppe macht also nicht die Unverständlichkeit von Annes Frage, sondern Dorotheas Antwortverweigerung zum Problem.

Dabei bleibt unverständlich, warum sich der Rest der Gruppe so massiv für Anne einsetzt. Sie hätten ganz schnell aufklären können, dass Dorothea nicht da war. Sie hätten sich aus dem Konflikt heraushalten oder vermitteln können. Obwohl Annes Frage für die Gruppe leicht zu klären wäre, wird Dorothea zum Problem gemacht, als sie die Zweideutigkeit der Frage benennt. Sie stört und wird dafür sanktioniert, dass sie nicht kooperiert. Diese Entwicklung ist umso auffälliger, weil Dorothea sonst in der Gruppe eine starke Stellung inne hat: Sie sitzt in einem örtlichen Parteivorstand und ist schon seit einer Weile aktives Mitglied der Arbeitsgruppe. Hingegen fehlt es Anne normalerweise an Rückhalt in der Gruppe: Sie ist zum ersten Mal dabei und wird mit dem gegnerischen Flügel in der Partei assoziiert.

Ad Absurdum führen

Nun wechselt Dorothea die Strategie. Da es der Gruppe offiziell nur darum geht, dass Dorothea ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ sagt, antwortet sie – falsch – mit:

Dorothea: / Ich sach mal: ‚Ja‘.

() : Das stimmt aber nich.

Me: (.....)

Dorothea: / Warum FRAGT ihr dann? //

Zeynep: // Sie hat gefragt, weil sie es nicht mehr genau wusste.

Anne: / (Weil/da hat) mein Gedächtnis versagt.

Dorothea: Genau, genau gegen die wehr ich mich, wenn ich hypothesiert werde.

Erika: Sie kann sich Hypothesen bilden so viel wie se will.

Anne: [...] Des is keine Hypothese. Des is [...] mein Gedächtnis.

Die Frage war als reine Informationsfrage unsinnig, weil mehrere an Dorotheas Stelle hätten antworten können. Indem Dorothea falsch antwortet, macht sie deutlich, wie absurd die Anforderungen der Gruppe sind. Sofort tritt eine in die Falle und stellt fest, dass Dorotheas Antwort nicht stimmt. Das gibt Dorothea die Gelegenheit, die Legitimität der Frage anzuzweifeln. Davon unbeeindruckt erklären Zeynep und Anne die Frage – und nicht deren Legitimität – passend zur hier vorherrschenden Faktenorientierung mit Annes Gedächtnis-

versagen.

Daraufhin expliziert Dorothea, dass sie sich dagegen wehrt, dass Hypothesen über sie gebildet werden (P35: 586). Die Formulierung „wenn ich hypothesiert werde“, verweist darauf, dass ihre ganze Person zu einer Hypothese gemacht wird. Diese Wahrnehmung ist in vieler Hinsicht interessant. Zum einen hatte Anne wenige Stunden vorher Dorothea wegen ihrer Hautfarbe als Ausländerin klassifiziert. Dorothea fasst also eine typische Rassismuserfahrung – gemäß vorformulierter Konzepte wahrgenommen zu werden – in dieser Metapher. Auch dass Anne und die Gruppe sich weigern, die Zweideutigkeit der Situation anzuerkennen, dass sie die Situation als reines Informationsproblem und Dorotheas Widerstand als grundlose Normverletzung darstellen, ist für Konflikte über Rassismus typisch.

„Hypothesieren“

Man könnte diese Szene als Kommentar zur Sequenz „Doktorarbeiten“ in der linksradikalen Gruppe lesen. Auch da wollen die Faktenorientierten die Tatsache festhalten, dass MigrantInnen nun einmal schlechter Deutsch sprechen (P1: 1026ff) – aus Dorotheas Sicht wäre das eine klassische „Hypothesierung“. In dieser Gruppe stellt nicht eine schwarze Deutsche, sondern Fraktion der „Reflexiven“ die „Fakten“ in Frage, und auch da bleiben beide Perspektiven unvermittelt nebeneinander stehen.

Vergleich zur Sequenz „Doktorarbeiten“

Nun interveniert die eine Leiterin und beendet damit die Phase des Aneinander-vorbei-Redens.

Intervention der Leitung

María: Ok, sie war noch nicht da.

Anne: Gut, denn wir haben / hier das Abkommen getroffen

Dorothea: / Also wisst ihr, ihr seid vielleicht witzig [lacht]

(): Du bist witzig.

(Zeynep): Du bist unmöglich [lacht]

(): Du bist sehr witzig

Dorothea: [ernster Tonfall] Klär mich auf, was ihr für 'n Abkommen hattet.

Nach der Leitungsintervention fängt Anne endlich an zu erklären und Dorothea geht einen Schritt auf die Gruppe zu. Es kommt zu einer scherzhaften Auflösung der Spannungen. Dann dauert es noch eine ganze Weile, bis Anne und Dorothea die inhaltlichen Missverständnisse aufgeklärt haben. Dabei kehrt die Gruppe zu ihrer alten Machtkonstellation zurück, d.h. Dorothea provoziert Anne im Einverständnis mit der Gruppe und wird von Erika wohlwollend dafür gerügt. Schließlich versucht die andere Leiterin, zwischen beiden Perspektiven zu vermitteln. Erst an diesem Punkt macht auch Dorothea explizit, dass der vorherige Streit mit Anne bei ihrer Reaktion eine Rolle gespielt hatte.

Die Sequenz „Offene Fragen“ illustriert eine für beide Seiten typische Erfahrung mit Rassismus: Dorothea hat in dieser Situation einmal mehr erlebt, dass der Fehler bei ihr gesucht wird, und dass eine ganze, ihr vertraute Gruppe sich plötzlich gegen sie wenden kann. Die Gruppe sparte die Beziehungsebene der Interaktion aus und stellte Dorothea als belehrungsbedürftig hin. Anne hat in der Interaktion die Erfahrung gemacht, dass eine „reine Informationsfrage“ und ein legitimes Schutzbedürfnis eine Riesenaufregung hervorrufen können und völlig unerklärlicherweise von Dorothea falsch verstanden und boykottiert

Fazit

werden. Dass ihre Botschaft im Kontext betrachtet doppelbödig war, und dass die Gruppe versuchte, eine asymmetrische Kommunikationssituation durchzusetzen, ist ihr mit Sicherheit entgangen.

Psycho-  
logische  
Interpretation

Die psychologische Rassismuskritik würde nun auf die Empathieverweigerung und die Normorientierung der Gruppe hinweisen oder Anne einen unbewussten Aggressionswunsch unterstellen. Gruppendynamisch könnte man interpretieren, dass Anne Ängste der gesamten Gruppe thematisierte: Die Sorge, dass die eigenen Verstöße gegen antirassistische Normen von der Forscherin aus dem geschützten Raum der Gruppe nach außen getragen würden, war ja durchaus realistisch. Diese Angst wird vor dieser Sequenz dadurch bearbeitet, dass sich die Gruppe über Annes Ängste lustig macht. Während des Konflikts nimmt die Gruppenmehrheit die Rolle derer ein, die Normen rigide durchsetzen.

These

Innerpsychische und gruppendynamische Prozesse können aber auch Ausdruck sozialstruktureller Ungleichheit sein bzw. sich mit dieser verbinden. Dann lässt sich der beobachtete Konflikt als Ergebnis von machtasymmetrisch begründeten Perspektivendifferenzen interpretieren, die in der Situation nicht kommunikativ überwunden werden konnten. Anne stellt in ihrer Wahrnehmung wirklich nur eine Informationsfrage. Sie hat Angst und will sich rückversichern. Dass Dorothea sie aufgrund der letzten „Hypothesierung“ als mächtig empfindet und sich gegen die unterschwellige Drohung in Annes Pseudofrage schützt, kann Anne in der Situation nicht in den Sinn kommen. Der Unterschied zwischen beiden Perspektiven ist in der Situation selbst nicht kommunikativ vermittelbar. Weder Anne noch Dorothea noch die Gruppe verstehen die Effekte des eigenen Handelns auf die jeweils anderen Perspektiven. Daher können sie diese auch nicht kontrollieren, sondern nur mehr oder weniger kompetent mit den Brüchen und den aus ihnen resultierenden Konflikten umgehen.

Dorotheas  
Kompetenz

In dieser Hinsicht erweist sich Dorothea als ausgesprochen kompetent. In Konflikten mit rassistischen Implikationen wird Widerstand häufig als Überempfindlichkeit stigmatisiert. Dorothea bietet solchen Angriffen keinen Anlass und keine Blöße. Sie benennt Kommunikationsschwierigkeiten, spricht aber nicht über andere, sondern nur über sich und ihr eigenes Empfinden, und sie erwähnt den Konflikt über Rassismus erst dann, als die Leiterin diesen Bezug angesprochen hat. Zugleich verweigert sie sich erfolgreich der asymmetrischen Definition der Kommunikationssituation, die ihr die Gruppe aufdrängen will, und lässt sich nicht in die Defensive drängen. Dorothea geht also sich selbst schützend und kompetent mit einer Frage um, bei der sie annehmen muss, dass es sich um einen Angriff handelt.

Rassismus-  
relevanz

Worin besteht die Rassismusrelevanz der beobachteten Szene? Ich hatte gezeigt, dass sich für Dorothea eine rassismustypische Ausgrenzungserfahrung wiederholt. Sie ist mit dieser kompetent umgegangen. Man könnte sich zurücklehnen und zufrieden sein, doch ist es damit nicht getan. Auch Anne wird



aus diesem Konflikt ihre Schlüsse ziehen, bzw. sie hat bereits aus dem vorausgegangenen Konflikt einen Schluss gezogen: Den neuen Konflikt leitete sie mit einer drastischen Schilderung ihrer Ängste ein. Wenn man die Sequenz „Offene Fragen“ als Effekt des ersten Konfliktes interpretiert, ist die Bedeutung der machtasymmetrischen Perspektivendivergenz für die Reproduktion von Rassismen zu erahnen: Bei Anne wird das Gefühl zurückbleiben, dass sie verkannt wurde, und dass sie irgend etwas falsch gemacht hat. Dieses Gefühl ist der Gegenstand von Erzählungen zum Topos „Ungerechtfertigte Rassismuskorrekturen“, deren Grundstruktur im Folgenden dargestellt werden soll.

### Erzählungen über Rassismuskorrekturen

Wenn man sich fragt, wie die Perspektivendivergenz im machtasymmetrischen interkulturellen Konflikt längerfristig rassismuskorrektur relevant werden kann, so fallen Erzählungen über Rassismuskorrekturen ins Auge. In ihnen machen sich rassistisch dominante rückblickend einen Reim darauf, was in einem solchen Konflikt geschehen ist. Man kann diese Konflikterzählungen aber auch als moderne Sagen begreifen, d.h. als „die Effekte eines Prozesses, in dem das Publikum die Medienebene mit der erfahrbaren Alltagsebene zusammenbringt, um dadurch die praktisch bedeutsamen Moralfragen des Alltags artikulieren und bearbeiten zu können“ (Stehr 1998: 12).

Moderne  
Sagen

Worum geht es bei diesen Erzählungen? Meist versucht der oder die ErzählerIn, in einer alltäglichen Situation wie gewohnt eigene Rechte durchzusetzen oder Grenzen zu wahren. Und ein Angehöriger<sup>85</sup> der dominierten Gruppe beschuldigt ihn oder sie daraufhin als rassistisch. Im folgenden Zitat schildert Inge aus der stadtpolitischen Gruppe einen mehrere Jahre zurückliegenden Konflikt mit einem nicht-deutschen Partner.

Beispiel für  
eine solche  
Erzählungen

Inge: Des ist auch ne Sache, die mich jetzt auch noch bewegt. [...] Elli hat ganz am Anfang mal gesagt: ‚Weil mein Mann manchmal zu mir gesagt hat, ich bin n Faschist‘.

Elli: NEIN, Rassist.

() : Rassist.

Inge: Rassist. Tschuldige.

() : [lacht]

Elli: Ich habe rassistische Seiten, hat er gesagt.

Inge: Und ich muss sagen, über SOLCHE Situationen hab ich auch sehr oft schon nachgedacht. [...] Mir ist das also vor vier, fünf Jahren mal so gegangen, in ner Partnerschaft mit jemandem, der kein Deutscher war, und wo ich gesagt habe: ‚Also VÖLLIG unabhängig, ob Ausländer oder Deutscher, ich erwarte in meiner persönlichen Beziehung, dass man sich gegenseitig Bescheid sagt, wenn man spät abends nach Hause kommt.‘ Das ist so 'n ganz schwieriger Punkt. Ich hab auch in der Erfahrung mit anderen diesen Punkt schon öfter mal diskutiert [leicht lachend] und das gemerkt. Deshalb sprech ich es jetzt an, ja. Ich von meiner Seite hab das überhaupt nicht als rassistisch oder diskriminierend angesehen, nicht nach dem Motto ‚Du hast dich jetzt an deutsche Sitten zu gewöhnen.‘ Sondern nach dem Motto: ‚Also ich mach mir Sorgen, was mit dir passiert, und denke auch, dass du dir Sorgen machst, was mit mir passiert, und ich

<sup>85</sup> Im Material und in meiner Felderfahrung handelt es sich nie explizit um eine Frau, aber häufig explizit um einen Mann.

bin genauso verpflichtet wie du, am Abend anzurufen, wenn eben, was weiß ich, nach der vereinbarten oder abgesprochenen Zeit n paar Stunden später du oder ich immer noch nicht aufgetaucht bist. Um dieser SORGE ausm Weg zu gehen, möcht ich wissen – es gibt n Telefon überall – wo bist du. ‚Ich komm spät.‘ ‚OK.‘ Fertig. Ende. Aber man macht sich keine Sorgen mehr. Und von meinem damaligen Partner wurde des also als diskriminierend empfunden, wie so ich ihn zwingen will, hier nach irgendwelchen deutschen Maßstäben zu handeln, und des kann man überhaupt nicht verstehn, und wenn er eben später kommt, [...] [heißt das, er hat A.W.] was zu tun und des war wichtig oder so. Und in so einem Zusammenhang zum Beispiel ist mir's auch vorgeworfen [lacht leicht] worden, ja: ‚Das sind ja rassistische Züge an dir‘. Oder so was.

Ellis: Da würd ich ma ganz brutal sagen, hat er sich getäuscht. Das is nämlich keine Diskriminierung.

Inge: Und eh.

Gisela: Ich seh [...] (auf der andern Seite eher eine) als Mann: Dass er sich was einbildet (P28: 1436ff).

Konflikt-  
gegenstand:  
Berechtigung  
des Vorwurfs

Inge zufolge ist das „ein ganz schwieriger Punkt“. Sie hat sehr oft darüber nachgedacht und „mit anderen diesen Punkt schon öfter mal diskutiert“. Dabei bezieht sie sich explizit auf Ellis einführende Erklärung, dass diese an dem Reflexionstag teilnehme, weil ihr Mann sage, sie sei Rassistin. Außerdem schließt sie an Sigrid an, die sich unmittelbar zuvor fragte, ob es rassistisch sei, wenn sie von den Flüchtlingen, die sie betreut, erwartet, dass sie Deutsch lernen. Zentral ist also der Rassismuskonflikt. Um die Berechtigung dieses Vorwurfs zu prüfen, erzählt Inge die Geschichte auf einem Reflexionstag zum Thema „Rassismus“ und verteidigt an verschiedenen Stellen ihren Standpunkt: Zum Beispiel betont sie, dass sie völlig unabhängig von der Nationalität ihres Partners erwartet, dass dieser anruft, wenn er spät nach Hause kommt. Dann erklärt sie, dass sie ihr Anliegen nicht als rassistisch oder diskriminierend angesehen hat, d.h. es ging ihr nicht darum, dass der Partner sich an deutsche Sitten gewöhnen sollte, sondern darum, dass man sich in einer persönlichen Beziehung wechselseitig umeinander Sorgen macht. Die Kritik des Partners wird von Inge relativ detailliert dargestellt: Er empfand Inges Forderung als Zwang, nach deutschen Maßstäben zu handeln und sich an deutsche Sitten zu gewöhnen, und er konnte sie überhaupt nicht verstehen.

Deutung als  
rassistischer  
Diskurs

Erzählungen über „Rassismuskonflikte“ werden dadurch interessant, dass sie Alltagskonflikte behandeln, und dass die Erzählenden überzeugend zeigen können, dass sie so gehandelt haben wie normalerweise zu erwarten, und dass es dennoch zu einem Rassismuskonflikt kam. Das Fazit der Geschichten lautet, dass es unmöglich ist, sich mit rassistisch dominierten zu streiten. Bei ganz alltäglichen Anlässen schlagen sie gleich mit der Moralkeule zu und das auch noch völlig grundlos. So gesehen könnte man die Geschichten als Beispiel für rassistische Diskurse betrachten.

Deutung als  
Spätfolge der  
Perspektiven-  
divergenz

Damit würde man jedoch die Substanz der Auseinandersetzung verfehlen. Auch wenn die Erzählungen über Rassismuskonflikte die alltäglichen Konflikte einseitig und „sagenhaft“ überformen, reagieren sie doch auf objektive Problematiken. Sie verarbeiten die oben diskutierte Perspektivendivergenz. So wie Anne kann sich auch Inge immer noch keinen Reim auf den Konflikt mit ihrem Partner machen. Anne ging es nur um eine Sachfrage. Inge wollte auf

ganz alltäglicher wechselseitiger Rücksichtnahme beharren. Dennoch hat sie anscheinend ihrem Partner Anlass zu Rassismusbewerfen gegeben. Sie weiß nicht, ob er vielleicht doch Recht gehabt hat und sucht deshalb nach der Bestätigung durch ihre Gruppe.

Dass sich ungelöste Konflikte über Rassismusbewerfe in Sagen übersetzen, ist für die Reproduktion von Rassismus wichtiger als der interindividuelle Konflikt selbst. Letzterer kann rein quantitativ kaum ins Gewicht fallen, solange die Lebensbereiche von rassistisch dominanten Mittelschichtsangehörigen und rassistisch Dominierten weitgehend segregiert sind, so dass die Gelegenheit für Kontakte und d.h. auch für interindividuelle Konflikte gering ist. Außerdem zeigt sich in der Forschung, dass die realistische und alltägliche Auseinandersetzung von symbolisch getrennten Gruppen langfristig rassistische Diskurse abbaut.<sup>86</sup> Die Verbreitung von Geschichten über Rassismusbewerfe belegt also weder, dass Konflikte zwischen Dominanten und Dominierten häufig sind, noch dass diese zwangsläufig in rassistische Diskurse münden. Es wird aber deutlich, dass sie Dilemmata der Dominanten bearbeiten, die diese so beschäftigen, dass die Geschichte immer wieder ein Publikum findet.

Bedeutung  
für die Re-  
produktion  
von Rassismus

## 5.2 Konfliktpotenziale im machtasymmetrischen interkulturellen Konflikt und ihre Folgen

Systematische Perspektivendivergenzen können auch innerhalb einer Nationalkultur durch Machtasymmetrien – also die Zugehörigkeit zu rassistisch dominanten und dominierten Klassen – verursacht werden. Die resultierenden Missverständnisse ähneln interkulturellen Fehlinterpretationen: Den Dominanten ist nicht bewusst, dass sie ihre Dominanz befestigt haben. Daher interpretieren sie entsprechende Reaktionen der Dominierten falsch. Im Unterschied zur interkulturell verursachten Perspektivendivergenz ist die machtasymmetrisch bedingte Perspektivendivergenz aber nicht symmetrisch. So divergieren auch die Handlungsoptionen der beiden Konfliktparteien.

Ich hatte oben erwähnt, dass ethnische Konflikte im Vergleich zu Interessenkonflikten als eskalationsträchtiger und hartnäckiger gelten (Heitmeyer 1996: 41). Dieser Umstand wird normalerweise darauf zurückgeführt, dass es sich um Konflikte über Anerkennung handele, die im Gegensatz zu Konflikten über „teilbare“ Interessen nicht qua Kompromiss gelöst werden könnten. Gegen diese Deutung spricht allerdings, dass es sich bei Interessenkonflikten häufig um Nullsummenspiele handelt, dass also die eine Seite gewinnt, was die andere verliert, während bei Anerkennungskonflikten zumindest theoretisch

Eskalations-  
trächtigkeit

<sup>86</sup> Silbermann und Hüser (1995) können zeigen, dass rassistisch Dominante, die – auch ungewollt – mit ausländischen KollegInnen zusammenarbeiten, signifikant weniger fremdenfeindlich sind, als diejenigen, die nicht in solche Kooperationen eingebunden sind. Dieses Ergebnis sollte allerdings nicht mit der Kontakthypothese verwechselt werden. Die unverbindliche „Begegnung“ hat keine solchen Effekte (Thomas 1994: 227ff.).

beide Seiten gewinnen könnten, wenn sie sich z.B. wechselseitig anerkennen würden. Dass eine solche für beide Seiten vorteilhafte Lösung nicht erreicht wird, erklären AußenbeobachterInnen mit der Irrationalität kollektiver Identitätsbildung.

Alternative  
These

Im Lichte des hier Gesagten ist eine andere Deutung nahe liegender. Der entscheidende Unterschied zwischen ethnischen Konflikten und Interessenkonflikten beruht nicht auf der (Un-)Teilbarkeit des Konfliktgegenstandes, sondern auf der symbolisch vermittelten Machtasymmetrie zwischen den Konfliktparteien. In der Mehrzahl der Fälle finden so genannte interkulturelle oder ethnische Konflikte nicht nur zwischen zwei „verschiedenen“ Deutungsgemeinschaften statt, sondern vor allem auch zwischen einer dominanten und einer dominierten Klasse. Die Machtasymmetrien, die interkulturelle Konflikte dann begleiten, multiplizieren die Konfliktpotenziale (vgl. Abbildung 9). Solange sie weder von den Betroffenen noch von der professionellen Konfliktbearbeitung expliziert werden, wirken sie fast zwangsläufig eskalierend.

Inter-  
kulturelle  
Differenz

Inges Erzählung über einen machtasymmetrischen interkulturellen Konflikt soll nun als Beispiel für die verschiedenen Konfliktpotenziale dienen. Interkulturelle Perspektivendivergenzen im engeren Sinne entstehen dadurch, dass sich die Beteiligten auf unterschiedliche kulturelle Bedeutungskontexte beziehen. In Inges Erzählung deutet sich das insofern an, als ihr Wunsch nach einem Anruf und seine Erklärung, warum er spät nach Hause kommt, sich auf zwei unterschiedliche Interpretationen des Streitgegenstandes beziehen. Der Partner begründet sein langes Ausbleiben und nicht die Tatsache, dass er nicht angerufen hat. Es könnte sein, dass er Inges Anliegen nicht verstanden hat, dass er also nicht glaubt, dass es mit einem Anruf getan ist, sondern denkt, dass er eher nach Hause kommen soll. Da nur Inges Perspektive bekannt ist, bleibt diese Überlegung spekulativ. Die beiden Deutungen stehen in der Erzählung unvermittelt nebeneinander, so dass sie vielleicht wirklich auf ein Missverständnis in der realen Situation verweisen.

Konfliktpotenziale	Perspektiven- divergenz	Strategische Instrumentalisierung von Perspektivendivergenz
<b>Kulturelle Differenz</b>	Missverständnisse und die Furcht vor Missverständnissen	Stabilisierung von Stereotypen: „Du willst/kannst mich nicht verstehen.“
<b>Macht- asym- Dominante Gruppe</b>	Selbstverständliche Übereinstimmung mit den dominanten Normen	Individualisierung des Konfliktes: „Ich verhalte mich wie immer und du bist zu empfindlich.“ „Du verschiebst den Konflikt auf eine illegitime Weise.“

<b>sym- metrie</b>	<b>Dominierte Gruppe</b>	Ständige und explizite Konflikte mit den dominanten Normen	Kollektivierung des Konflikts: „Du kannst dich nur so verhalten, weil du Deutsche/r bist.“ „Mir wird immer unrecht getan, nur weil ich Ausländer/in bin.“
------------------------	------------------------------	--	---

Abbildung 9: Der strategische Einsatz von Konfliktpotenzialen im interkulturellen Konflikt

Zum zweiten gehören die beiden Konfliktparteien in diesem Beispiel Klassen an, deren kollektiver Zugang zur Machtressource „dominante und legitime Kultur“ asymmetrisch verteilt ist. Dieser Punkt wird von Inges Partner angesprochen: Er fühlt sich gezwungen, nach „irgendwelchen deutschen Maßstäben“ zu handeln. Der objektive Positionsunterschied führt dazu, dass die Dominanten selbstverständlich davon ausgehen können, dass ihre Gewohnheiten „normal“ sind, während die Dominierten aus Erfahrung erwarten müssen, dass sie als abweichend konstruiert werden und dass ihre Deutung der Situation nicht als selbstverständlich hingenommen wird. Zum Beispiel „erwartet“ Inge einen allgemeinen Wert „wechselseitige Sorge“ in ihrer Beziehung. Sie kann sich auf einen „informelle[n] Moral-Diskurs“ berufen, der sich „auf sozial vorgegebene moralisch-ideologische Konzeptionen und Zensuren [stützt], die dann in der Rezeption (weiter-)bearbeitet werden“ (Stehr 1998: 198). Besonders brisant wird die Perspektivendivergenz dadurch, dass Inge Zugang zu einer Machtressource hat, die ihr so selbstverständlich ist, dass sie überhaupt nicht verstehen kann, warum ihr Partner behauptet, dass sie diese illegitimerweise verwendet: die Definitionsmacht über die legitimen Beziehungsnormen in einer Gesellschaft. Ihr Partner merkt hingegen ständig, dass er sich an etwas anpassen muss, was ihm nicht nahe liegt, und das er nicht als selbstverständlich empfindet, sondern als spezifisch deutsch wahrnimmt. Wie sich am Konflikt zwischen Anne und Dorothea zeigt, entstehen schwer überbrückbare Perspektivendivergenzen nicht nur dann, wenn Angehörige verschiedener Nationalkulturen aufeinander treffen. Entscheidend ist vielmehr die Distanz im Habitus der Konfliktparteien, die auch durch rassistisch bedingte Asymmetrien im Zugang zur jeweils dominanten Kultur verursacht werden kann.

Macht-  
asymmetrie

Bei diesem noch erträglichen Maß an Komplexität bleibt es leider nicht: Sowohl die Perspektivendivergenzen, die aus der kulturellen Differenz erwachsen, als auch diejenigen, die der Machtasymmetrie geschuldet sind, können im Konflikt strategisch eingesetzt werden. Wenn bekannt und anerkannt ist,<sup>87</sup> dass „Kultur“ unterschiedliche Interessen und Referenzsysteme mit sich bringt, kann der Kulturunterschied als entschuldigendes oder beschuldigendes Argument in den Konflikt eingebracht werden (Haumersen und Liebe 1998: 156). Zum Beispiel kann eine Konfliktpartei ihrem Gegner vorwerfen, dass

Instrumentali-  
sierung inter-  
kultureller  
Differenzen

87 Während Perspektivendivergenzen handlungspraktisch wirksam werden können, ohne dass sie von einer Konfliktpartei angesprochen werden, setzt jegliche Instrumentalisierung symbolische Kämpfe und damit eine relative Explizitheit der Perspektivunterschiede voraus.

dieser ihr Anliegen gar nicht verstehen kann, weil ihm oder ihr das entsprechende Kontextwissen fehlt. In der empirischen Forschung ebenso wie in den Praktiken der Konfliktbearbeitung lassen sich die Effekte von Perspektivdivergenzen nicht eindeutig von deren strategischer Instrumentalisierung unterscheiden. Wenn Inges Partner das Problem den „deutschen Sitten“ zuschreibt, kann es sein, dass der Konflikt tatsächlich aufgrund differierender kultureller Kontexte entstanden ist. Es ist aber auch denkbar, dass er den Verweis auf kulturelle Unterschiede strategisch einsetzt, um seine Verhandlungsposition zu verbessern.

Instrumentalisierung der Machtasymmetrie

Da die Geschichte aus Inges Sicht erzählt wird, ist es obendrein denkbar, dass sie ihrem Partner die Verantwortung für die Kulturalisierung des Konfliktes zuschreibt. Damit würde sie nicht den kulturellen Unterschied, sondern die Machtasymmetrie instrumentalisieren, also die Perspektivenunterschiede, die sich aus der Machtasymmetrie ergeben, im Konflikt als Argument einsetzen. Hier müssen erneut die strategischen Optionen der Dominanten von denen der Dominierten unterschieden werden. So scheint es, als ob Inges Partner Inges Anliegen auf das in ihm enthaltene assimilatorische Moment reduziert. Aus seiner Sicht geht es nicht um den Interessenkonflikt in einer Partnerschaft, sondern darum, dass das Kollektiv, dem er angehört, den dominanten Normen unterworfen werden soll. Er unterschlägt also die interindividuelle Ebene des Konfliktes. Umgekehrt wirft Inge ihrem Partner vor, dass er sie des Rassismus bezichtigt, obwohl sie aus ihrer Perspektive keinen Unterschied zwischen deutschen und nicht-deutschen PartnerInnen macht. Damit ignoriert sie die kollektive Dimension des Konfliktes und konzentriert sich ausschließlich auf den interindividuellen Partnerschaftskonflikt.

Strategische Notwendigkeiten der dominanten Position

Dabei verhalten sich beide Konfliktparteien aus ihrer Perspektive heraus sinnvoll. Inge als Angehörige der dominanten Gruppe kann die kollektive Dimension, die der Konflikt möglicherweise hat, nicht erkennen. Aus ihrer Perspektive sind die Normen klar und selbstverständlich und ihr Partner ist ein Individuum, das diese verletzt. Dass der Partner daraufhin auf den Anpassungsdruck „deutscher Sitten“ eingeht, kann sie nur als thematisches Ausweichen erleben, denn aus ihrer Sicht geht es hier nicht um „deutsche Sitten“, sondern um universell selbstverständliche Normen, nämlich die wechselseitige Rücksichtnahme in einer zwischenmenschlichen Beziehung. Dass der Partner ihr implizit vorwirft, sie wirke an seiner kulturellen Unterdrückung durch die deutsche Gesellschaft mit, schlägt dem Fass den Boden aus, und ist ein weiterer Beweis dafür, dass er sich ihren legitimen Anforderungen mit fadenscheinigen Argumenten entzieht.

Strategische Notwendigkeiten der dominierten Position

Hingegen *müssen* Angehörige der dominierten Gruppe vom interindividuellen Konfliktthema zur Inter-Gruppen-Ebene wechseln, wenn sie ansprechen wollen, dass der interindividuelle Konflikt aus ihrer Sicht von makrosozialen Machtasymmetrien geprägt ist. Inges Partner versucht, die universelle Selbstverständlichkeit von Inges Anliegen zu dekonstruieren, indem er es mit einem

partikularen Assimilationsdruck in Verbindung bringt. Interessanterweise zweifelt er nicht an der Legitimität ihrer Forderung, sondern an der Form, in der sie sie vorbringt, und die er als Zwang empfindet. Die Normen, die er einführt, sind antirassistische – ein Punkt, an dem er Inge treffen kann, und auf den sie keine passende Antwort parat hat. Als Dominante kann sie kaum entscheiden, ob ihre Forderung tatsächlich kulturellen Assimilationsdruck ausübt, oder ob er den Rassismusvorwurf strategisch einsetzt, um ihr Anliegen seinerseits zu delegitimieren.

Dass die Dominierten den Konflikt kollektivieren müssen, wenn sie ihre Perspektive darlegen wollen, ist ein Symptom ihrer strukturell schwachen Position. Während die Dominanten selbstverständlich davon ausgehen können, dass sie sich im Einklang mit dominanten Normen befinden und daher keine Notwendigkeit sehen, diese zu thematisieren, müssen sich die Dominierten explizit auf kollektive Identitätszuschreibungen beziehen, wenn sie den Aspekt des Konfliktes thematisieren wollen, der für sie nachteilig ist. Damit sind sie diejenigen, die die Ebene „wechseln“, die den Konflikt ethnisieren und damit eskalierend wirken. Just das wird ihnen von der dominanten Partei vorgeworfen, die ihre Position am besten dadurch verteidigen kann, dass sie den Konflikt als interindividuellen Konflikt darstellt. Die strukturell Schwächeren sind also doppelt benachteiligt. Sie können angegriffen werden, weil sie den gängigen Normen nicht entsprechen, und wenn sie diesen Sachverhalt explizieren wollen, verstoßen sie wiederum gegen die üblichen Formen der Konfliktaustragung. Das hindert sie aber nicht daran, ihrerseits die kollektive Ebene des Konfliktes auszuschlachten und damit die interindividuelle Seite der Auseinandersetzung zu ignorieren.

Die hier dargestellte Problematik beschränkt sich nicht auf Partnerschaftskonflikte. Natürlich nimmt symbolisches Kapital je nach Feld und Situation verschiedene Formen an und wird sich daher in unterschiedlichen Handlungspraktiken niederschlagen. Es ist also nicht sinnvoll, die vorliegenden Ergebnisse pauschal auf politische Prozesse zu übertragen. Es aber wahrscheinlich, dass die beschriebenen Dynamiken auch auf der Makroebene relevant sein werden. Rouhana und Korper (1996) zeigen am Beispiel des Konfliktes zwischen Israelis und Arabern in Israel, dass Interventionen, die beiden Seiten in gleicher Weise interkulturelles Lernen ermöglichen sollen, deshalb am Konflikt vorbeigehen, weil sie das Anliegen der Dominanten zur Norm machen. Während es für die dominante Gruppe interessant ist, mehr über die Dominierten zu erfahren, hat dies für diejenigen, die ständig notgedrungen in der dominanten Kultur operieren, wenig Neuigkeitswert. Ihnen geht es in erster Linie darum, diskriminierende Strukturen zu verändern. In objektiv ungleichen Verhältnissen benachteiligt eine scheinbar auf Symmetrie angelegte Methode, die sich an einer reziproken Norm orientiert, systematisch die Minderheit, weil sie den Gegenstand des Interesses auf Themen festlegt, die nur für die Dominanten weiterführend sind.

Ethnisieren  
als Ausdruck  
struktureller  
Schwäche

Makrosoziale  
Anwendungs-  
beispiele

Eskalations-  
ursachen

Machtasymmetrische interkulturelle Konflikte eskalieren nicht aufgrund der Irrationalität der rassistisch dominierten Partei, sondern weil beide Konfliktparteien den Konfliktgegenstand aus ihrer jeweiligen Perspektive richtig, nämlich als primär interindividuell bzw. als primär kollektiv, wahrnehmen und weil beide Parteien Strategien verfolgen, die ihrer objektiven Position im sozialen Raum angemessen sind: Die Dominanten verschleiern die symbolische Gewalt und die Dominierten mobilisieren dagegen. Im Unterschied zum Interessenkonflikt ist hier der Konflikt über den Konflikt zentral: Die dominante Seite wird negieren, dass überhaupt ein kollektiver Konflikt existiert, während die dominierte Seite, indem sie eine kollektive Identität mobilisiert, die makrosozialen Voraussetzungen mikrosozialer Konflikte sichtbar macht. Im Vergleich zum interkulturellen Konflikt ist die Verständigung stark erschwert, da es im strategischen Interesse der dominanten Konfliktpartei liegt, die Machtasymmetrie symbolisch gewaltsam zu verschleiern.

Konstruktive  
Konfliktbe-  
arbeitung

Damit ist nicht gesagt, dass eine Verständigung notwendig scheitern muss. In Konflikten treten fortwährend Kommunikationsprobleme auf, so dass die Praktiken der Konfliktbearbeitung im wesentlichen auf deren Überbrückung abzielen. Allerdings werden Machtunterschiede gerade von den professionellen Konfliktbearbeitungsverfahren noch kaum berücksichtigt, so dass sich diese oft implizit mit den dominanten Normen solidarisieren (Avruch 1991).

### 5.2.1 Internalisierung des Konfliktes

Wenn sich die rassistisch Dominanten keinen Reim auf den Konflikt machen können, aber dennoch von dem Rassismusvorwurf im Kern der eigenen Identität getroffen werden, wählen sie eine von zwei Möglichkeiten: Sie suchen den Fehler bei sich, ohne jedoch zu verstehen, worin er liegt, oder sie suchen den Fehler beim Gegenüber, ebenfalls ohne dessen Anliegen ganz nachvollziehen zu können. Beide Möglichkeiten verleiten dazu, Rassismen zu reproduzieren, weil sie dem Problem weder theoretisch noch handlungspraktisch gerecht werden.

Abbrechen  
der Konflikt-  
austragung

Die typische Erzählung *endet* mit dem Rassismusvorwurf. Die Konfliktaustragung bricht ab, bzw. es wird nicht weiter über sie erzählt. Dadurch erscheint der Rassismusvorwurf nicht als Wutbezeugung oder Argument in einem Konflikt, auf das in der Folge reagiert wird, sondern er wird einerseits als völlig unberechtigt dargestellt und andererseits so ernst genommen, dass keine aggressive Gegenreaktion möglich ist. Der Widerspruch zwischen dem Vorwurf und der Selbstwahrnehmung wird also in der Geschichte nicht aufgelöst, sondern nachträglich der Gegenseite zugeschrieben oder internalisiert. Vielleicht liegt das daran, dass die Dominanten merken, dass ihnen der Zugang zur dominierten Perspektive fehlt, dass sie also nicht entscheiden können, wer Recht hat. Es kann aber auch sein, dass der Rassismusvorwurf zu sehr trifft. Wer sich



u.a. durch antirassistisches Engagement von anderen distinguiert, kommt ins Nachdenken, wenn die Zielgruppe der eigenen Bemühungen ihrerseits Rassismuskorrekturen erhebt.

Die Internalisierung des Konflikts führt zu einer Art permanentem Selbstmisstrauen das in Kapitel 4.1 im Hinblick auf seine antirassistischen Effekte untersucht wurde. Diese Haltung kann eine pragmatische Herangehensweise an rassismusrelevante Konflikte aber auch erschweren. Elli folgert z.B. aus dem Rassismuskorrektur ihres Mannes, dass sie in sich gehen sollte:

Personalisierung von Rassismus

Elli: Ich bin hier, weil mein Mann mir sagt, dass ich auch Rassist bin. [Me: Gelächter] Und ich möchte gerne wissen, ob das stimmt, und eigentlich [Me: Gelächter] bei mir gerne mehr entdecken, wo bei mir der verdeckte Rassismus liegt (P25: 189ff).

So wie Elli den Rassismuskorrektur ihres Mannes darstellt, erscheint er als pauschal und auf ihre Person bezogen. Er ist nicht mit konkreten Beispielen und auch nicht mit einer entsprechenden Selbstwahrnehmung von Elli verknüpft. Anscheinend geht sie davon aus, dass ihr Mann irgendwie Recht haben könnte. Solange sie aber nicht genau weiß, wo sie rassistisch ist, kann sie nur folgern, dass es sich um „verdeckten Rassismus“ handelt, den sie dann im Rahmen eines Seminars *entdecken* kann. Eine solche individualisierte Lösung struktureller Probleme ist in den von mir untersuchten Gruppen häufig anzutreffen (vgl. 6.3).

Wenn der (strategische) Rassismuskorrektur zum Maßstab des eigenen Handelns genommen wird, ohne dass die Subjekte die Substanz des Vorwurfs nachvollziehen können, bleibt ihnen nur die Möglichkeit, durch Versuch und Irrtum auszuprobieren, welche Verhaltensweisen zu einem Vorwurf führen und welche nicht. In der stadtpolitischen Gruppe beschreibt Udo das Problem: „Die eine Seite ist ja auch das Verhalten, die andere Seite ist, wie's ankommt. Also, ich weiß ja selber nicht genau, ob mein Verhalten... Ich kann das jetzt als ganz normal empfinden und jemand anders fühlt sich dadurch beleidigt. Wenn ich da keine Rückkopplung bekomme, dann weiß ich das nicht“ (P28: 1608ff). Das fehlende Wissen über die Rassismusrelevanz konkreter Handlungen führt dazu, dass anstößige Äußerungen unterlassen werden, ohne dass wirklich klar ist, warum.

Versuch und Irrtum

Wenn die antirassistisch Engagierten einen Praxisbereich, z.B. das Verhältnis zu den Dominierten konstruktiv verändern wollen, kommen sie mit dieser Haltung allerdings nicht weiter. Bekanntlich ging es der linksradikalen Gruppe darum, den Anteil von MigrantInnen unter ihren Mitgliedern zu erhöhen. Für das Rollenspiel schlug ich der Gruppe vor darzustellen, wie idealerweise MigrantInnen in der Gruppe aufgenommen werden sollten. Dieser Anspruch, der von mir an die Gruppe herangetragen wurde, belastete sie sehr und führte zu einer Art von Hilflosigkeit, die Hanna als typisch bezeichnet.

Handlungspraktische Hilflosigkeit

Hanna: Ja, das war so GENAU die Situation, völlig unsicher. [Ich] weiß überhaupt nicht mehr eigentlich, was ich machen soll, kann nur noch versuchen, irgendwie nett zu sein [sie und Me: lachen], was dann auch nicht so richtig klappt und also ja, von daher: Ich fand das irgendwie klassisch. Also es war nicht idealtypisch, sondern typisch (P5: 2138).

Dass die linksradikale Gruppe im Rollenspiel sich selbst spielte, war für dieses Setting ein Leitungsfehler. Die schädlichen Auswirkungen des Ideals sind also nicht weiter interpretierbar. Aufschlussreich ist jedoch, was einige SpielerInnen unter idealem Verhalten verstanden: Es ging ihnen darum, besonders nett zu sein, auch wenn dabei die eigenen Anliegen völlig ins Hintertreffen gerieten.

Hanna: Wenn das jetzt typisch [für unsere Gruppe] gewesen sein sollte, dann hätt ich mir gedacht: ‚Ach, der soll sich mal bloß nicht irgendwie [haben, A.W.]. Das muss er jetzt mal aushalten.‘ Aber ich [hab] gedacht, ich muss ja jetzt besonders nett sein, weil, du hast ja gesagt, wir sollen ja nett sein also. [Me: lachen]

Anja: Nett hab ich nicht gesagt. Ich hab gesagt, wies idealerweise laufen würde.

Hanna: Und bei Frau Özdemir hätte ich mir gedacht: Ach, ich glaube, das macht der nichts, wenn sie so sagt: ‚Ich will jetzt hier sitzen.‘ [Das] fand ich zwar eigentlich auch nicht richtig so, aber. Und bei den anderen, ja, da hätte vielleicht doch auch // (.....).

Anja: // Habt ihr das alle so verstanden, dass ich gesagt habe, ihr sollt besonders NETT sein?

Hanna: Nicht besonders nett. /

Birgit: / Ideal, also so, wie man sich des idealerweise vorstellt. Des // is natürlich mit meiner Rolle nicht zu vereinbaren.

Regine: // Was ihr ja überhaupt nich hingekriegt habt, ist n gutes Plenum zu machen, ein strukturiertes, wo man zu einem Ergebnis kommt, sondern ihr habt nur versucht, nett zu den MigrantInnen zu sein und ihr habt nicht versucht, nett zu euch zu sein, nämlich ein vernünftiges Plenum zu machen.

Birgit: Das hätte ich schon gedacht, dass ich das versucht // hab.

Regine: // Aber nicht besonders intensiv (P5: 2574ff).

„Ideales“ Verhalten wurde für Hanna zu „nettem“ Verhalten. Damit umschreibt sie den Wunsch, sich irgendwie besser zu verhalten. Mit dieser Strategie kann sie zwar insgesamt Ungleichheit kompensieren (vgl. 4.1). Ihr und auch den anderen Gruppenmitgliedern fehlen aber entsprechende konkrete Zielvorstellungen, so dass die Gruppe potenzielle Mitglieder weniger als politische AktivistInnen, sondern eher als Hilfsbedürftige ansprach (vgl. Sequenz „Frau Özdemir“).

Gefahren  
der Inter-  
nalisierung

In schwer lösbaren Konflikten ist es nahe liegend, alle Schuld auf einer Seite zu suchen. Dominante, die ihre Privilegien reflektieren, werden dazu neigen, zunächst vor der eigenen Tür zu kehren. Dass das „Nett-Sein“ bei der linksradikalen Gruppe so weit ging, dass sie im Rollenspiel die eigenen Grenzen ignorierte, verweist auf die Tendenz, den unverstandenen Anspruch der Gegenseite absolut zu setzen. Es ist anzunehmen, dass diese Haltung für den Alltag der Gruppe wirklich nicht typisch ist. Als Problem wird sie aber auch von der Trainergruppe erwähnt. Die Internalisierung und Personalisierung des Konflikts wird der strukturellen Dimension des Problems nicht gerecht. Außerdem wird so leicht verkannt, dass auch die Gegenpartei symbolischen Mehrwert aus einem machtasymmetrisch strukturierten Feld zieht.

### 5.2.2 Externalisierung des Konfliktes

Die Waagschale neigt sich aber auch zur anderen Seite. Da der Rassismusvorwurf subjektiv nicht nachvollzogen werden kann, suchen die Dominanten den Fehler nicht nur bei sich, sondern auch beim Gegenüber. So wird in der Literatur immer wieder beschrieben, dass MigrantInnen, die Rassismusvorwürfe äußern, der Überempfindlichkeit bezichtigt werden (Van Dijk 1992). In den antirassistischen Gruppen tauchte dieses Argument nicht in expliziter Form auf. Die stadtpolitische Gruppe fragte sich aber mehrmals, wie man sich gegen Diskriminierung wehren kann, ohne als überempfindlich stigmatisiert zu werden. Auch wenn diese Gruppe „Überempfindlichkeit“ nicht als Argument einsetzt, ist ihr also das Problem bekannt.

Bekannte Externalisierungen

Angesichts der Effektivität des Rassismusvorwurfs ist es erstaunlich, dass die Gruppen nicht häufiger auf den Gedanken kommen, er könne strategisch eingesetzt worden sein. Nur in der Rollenspielauswertung der linksradikalen Gruppe spricht Alex direkt den Verdacht aus, dass die „MigrantInnen“ das schlechte Gewissen der Gruppe ausnutzen könnten, um Büroräume von der Gruppe zu erhalten.

Strategisches Handeln der anderen Seite in Rechnung stellen

Alex: Und du hast quasi [...] ausprobiert [...], ob man die Schiene fahren kann, also jetzt etwas überspitzt, so hab ich es verstanden, ob man Immigrantin sein kann und die Gruppe dann so ein schlechtes Gewissen hat, dass sie dann sich entweder die Hände reibt: ‚Hurra, wir haben jetzt ImmigrantInnen [...] [als Gruppenmitglieder, A.W.]‘ Oder eben so ein großes schlechtes Gewissen hat [...] und das ausreicht, jetzt [das] Büro zur Verfügung zu stellen. So hab ich das interpretiert (P13: 80ff).

Auch wenn Alex hier den „MigrantInnen“ mehr Hinterlist unterstellt, als die Spielerinnen dieser Rollen für sich selbst in Anspruch nehmen, kommt es ihm zumindest in den Sinn, dass Rassismusvorwürfe nicht automatisch zu einem schlechten Gewissen führen müssen.

Attributionen, in denen Dominierten Überempfindlichkeit oder Hinterlist unterstellt werden, lassen sich in den antirassistischen Gruppen nur am Rande beobachten. Häufiger ist eine etwas komplexere Form von Externalisierung. Im folgenden Beispiel aus der Trainergruppe erklärt Marianne, warum es so schwierig ist, Konflikte mit den Dominierten auszutragen: Sie muss zunächst die Internalisierung des Konflikts aggressiv überwinden.

Hemmschwellen

Marianne: Und ich will jetzt noch mal n drittes Ding aufmachen, was mir schon die ganze Zeit als irre spannend erscheint: [...] Immer wenn ich mit gemischten Gruppen arbeite, [...] da kommt Aggressivität hoch. [...] Und ich brauche diese Aggressivität, um über meine moralischen HÜRden rüberzukommen, ja. Darf ich denen sagen: ‚Scheiße, [du] hast immer noch kein vernünftiges Deutsch gelernt‘ [lacht] Ja. ‚Wie willst du dich mit mir verständigen in diesem Land? Wie willst du dich mit ner Behörde verständigen in diesem Land?‘ Und das sind Sachen – meine Normen spielen dabei ne Rolle – und ganz häufig glaube ich, haben wir in diesen gemischten Gruppen das runtergedrückt, ja. Und das passiert bei den ImmigrantInnen genauso. DIE die ziehen manchmal die moralische Karte und wir ziehen die moralische // Karte.

Sybille: // Aber hallo! Die Opferkarte. / Die moralischen Werte.

Marianne: / Und was kommt dabei rum? Scheiße, ja, ich fänd's unheimlich Klasse, es is wirklich ein TRAUM von mir, dem ich aber irgendwie nie richtig nahe kommen kann, [...] mal zu kucken: Wie ist es, wenn DIE sich wirklich ernst nehmen hier in diesem Land? Dass sie ernst

nehmen, dass sie in DIESEM Land sind, ja, und nicht irgendwie mit einem Bein in der Türkei oder ich weiß nich wo. Und was HEISST das für sie? Und welche FORderungen stellen sie an uns? Und zwar, also politische Forderungen, harte Forderungen. Nicht irgendwie, dass ich immer nett zu dir sein soll und dass ich nich irgendwie ‚Neger‘ zu dir sagen sollte. Des ist doch Pippifax. [Es] geht doch um ganz ANDERE Sachen. Und da (sollste dich/sollen se sich) gefälligst mit mir auseinander setzen, und da soll ich SAGEN dürfen, was für ne Scheiße ich im Koppe habe, und dann sollen die sagen: ‚Das ist SCHEISSE, was du im Kopp hast.‘ Und also da ist irgendwie Energie, die [Sybille: [lacht] ja] also in kleene Kästchen verpackt irgendwo weggesteckt wird bei allen Beteiligten und ich würd UNHEIMlich gern mal [erleben, A.W.], dass das rauskommt. Ja, dass man sich das angucken kann zusammen. Weil ich glaube, [...] das is immer so [ein] GANZ höfliches, sich langsames Bewegun. Und da kommt nischt bei rum. [...] Da find ich, liegt irgendwie irre viel Sprengstoff drin und der muss KNALLEN. Da muss irgendwie... Des muss raus. Also da muss was ran. Da muss was passieren, wenn sich wirklich was bewegen will, und zwar auf allen Seiten, ja (P33: 1419).

Marianne wünscht sich echte KonfliktgegnerInnen, bei denen sie sich nicht zurücknehmen muss, weil sie Angst hat, sie zu Opfern zu machen. Sie möchte sagen können, was sie denkt und es auf einen Konflikt ankommen lassen. Dass ihre Gegenseite erst einmal Deutsch lernen muss, die richtigen Nicht-Pipifax-Forderungen finden und sich organisieren sollte, setzt sie als notwendige Norm voraus. Dies ist aber Ausdruck von politischen Verhältnissen, in denen eine Konfliktseite sich selbstverständlich im öffentlichen Diskurs wiederfindet, während die andere um Anerkennung kämpft. Diese ungleichen Verhältnisse behindern die ebenbürtige Konfliktaustragung und sind damit auch für Marianne belastend. Marianne könnte daraus schließen, dass sie auch im eigenen Interesse die makrosoziale Machtasymmetrie angehen sollte. Stattdessen fordert sie von den MigrantInnen, dass diese sich organisieren und ernst zu nehmende Gegenüber für Marianne werden. Damit schreibt sie die Schwierigkeiten, die aus den Machtasymmetrien in interkulturellen Konflikten entstehen, einseitig der Gegenseite zu. Sie greift einen demokratischen Diskurs auf – den der offenen und pluralen Meinungsäußerung und Konfliktaustragung, bedenkt aber nicht, dass sie mit ihrer einseitigen Auslegung des Diskurses die Gegenseite als nicht zur Demokratie fähig abwertet.

Fazit für  
die Konflikt-  
austragung

In einem rassistisch strukturieren Feld stellt interkulturelle Konfliktfähigkeit eine komplexe Herausforderung dar: Die rassistisch Dominanten müssten einerseits anerkennen, dass die Möglichkeiten zur Wahrnehmung und Austragung von Konflikten objektiv ungleich sind und dass sich daraus spezifische Perspektiven ergeben, die nicht leicht kommunikativ vermittelt werden können. Andererseits kann es nicht angehen, dass man bei jedem Rassismussvorwurf zusammenzuckt, die eigenen Maßstäbe komplett in Frage stellt oder die andere Perspektive aggressiv diskreditiert. Letztlich geht es darum, Konflikte auszutragen, obwohl die Konfliktparteien über makrosozial ungleiche Ressourcen verfügen, und dabei die Ungleichheit und deren Folgen nicht aus dem Auge zu verlieren, sie möglichst nicht auszunutzen oder ungewollt zu stabilisieren.

Ein erster Schritt in diese Richtung wäre die Anerkennung dafür, dass es bei einem Konflikt mit meso- und makrosozialer Komponente mindestens *zwei verschiedene, aber legitime* Perspektiven gibt, die – folgt man der Empirie –

kommunikativ schwer überbrückt werden können. Daraus ergibt sich zwangsläufig, dass neutrale Prozeduren benötigt werden, in denen beide Perspektiven zur Geltung kommen. Symmetrische Prozesse der Konfliktbearbeitung sind in einem machtasymmetrischen Feld nicht immer neutral. Bei machtsensibler Anwendung können sie aber wenigstens beiden Seiten Gehör verschaffen. Neben der (wahl-)rechtlichen Gleichstellung<sup>88</sup> könnte vielleicht auch eine institutionalisierte Anerkennung von notwendig verschiedenen Perspektiven (z.B. durch Ombudsleute) der rassistisierenden Tendenz entgegenwirken, dass die Dominanten ihre Definitionsmacht durch Erzählungen über Rassismuskorrekturen nachträglich stabilisieren. Solange Mariannes Normen ihr zu Recht sagen, dass ihre „Scheiße im Koppe“ auf einen strukturell Schwächeren trifft, bleibt die ebenbürtige Auseinandersetzung ein illusionärer Traum, der sich leicht in eine erneute Diskreditierung des Gegenübers ummünzen lässt. Auch die rassistisch Dominanten sind in ihren Möglichkeiten der legitimen Konfliktaustragung beeinträchtigt, solange es ihnen nicht gelingt, den Minderheiten gleiche politische Partizipationschancen einzuräumen, bzw. solange Letztere diese nicht erfolgreich durchsetzen können.

### 5.3 Gruppeninternes Verhältnis zwischen Dominanten und Dominierten

Konflikte zwischen den Angehörigen rassistisch dominanter und dominierter Gruppen sind insofern besonders eskalationsträchtig, als die Machtasymmetrie nicht nur divergente Perspektiven auf den Konflikt hervorbringt, sondern diese auch noch für beide Seiten unterschiedliche strategische Optionen aufwerfen. Außerdem trägt die Internalisierung bzw. die Externalisierung des Konfliktes zur Reproduktion von Rassismus bei. Das wirft natürlich die Frage auf, ob es auch innerhalb der Gruppen zu entsprechenden Konflikten kommt. Diese sind überraschenderweise *innerhalb* der beobachteten Gruppen kaum zu beobachten.

Dabei hätte es für solche Konflikte durchaus Gelegenheiten gegeben. Alle antirassistischen Gruppen hatten Mitglieder, die rassistisch delegitimiert werden oder die eine solche Delegitimierung in spezifischen sozialen Situationen befürchten müssten. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die antirassistischen Gruppen von den Kontrastgruppen und das, obwohl ich die Studie auf Gruppen mit überwiegend dominanter Mitgliedschaft begrenzt hatte (vgl. 2.3.2). Überproportional häufig waren sie meine Ansprechperson (Jon, Marei), d.h.

Anwesenheit  
von rassistisch  
dominierten  
in den Gruppen

<sup>88</sup> In ihrem deutsch-britischen Vergleich zu „claims-making on ethnic relations, citizenship and immigration“ stellen Koopmans und Statham (1998b) fest, dass in Großbritannien Minderheitenorganisationen in 20% der Fälle die „claim makers“ sind, während sie in Deutschland nur eine marginale Rolle spielen. Sie erklären die vergleichsweise geringere Beteiligung von MigrantInnen an der politischen Diskussion in Deutschland mit der Benachteiligung durch das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht.

sie hatten sich aktiv für ein Zustandekommen des Reflexionstages eingesetzt.

Heterogene  
Zugehörig-  
keiten

Die betreffenden Personen sind in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen von Rassismus betroffen. Aus den Angaben im Fragebogen und meiner Einschätzung von rassistischen Zuschreibungen lässt sich erschließen, dass zwei Deutsche sind, die aufgrund ihres Aussehens rassistisch diskriminiert werden (Jon, Dorothea). Unter den MigrantInnen kamen fünf erkennbar aus einem statusniedrigen Land (Adel, Ang, Ricardo, Karam, Zeynep), zwei waren aus einem statushohen Land eingewandert und kaum als MigrantInnen erkennbar (Marei, Emily) und bei einer erfuhr ich nur aus dem Fragebogen, dass sie im Ausland aufgewachsen war (Carmen). Rassistische Klassifikationen suggerieren klare Unterschiede zwischen Dominanten und Dominierten. Dem entspricht keine eindeutige soziale Realität. Schon die Kategorie „Erkennbarkeit“ ist Ermessenssache. Nach den mir vorliegenden Informationen würde ich Marei, Carmen und Emily nicht als rassistisch dominiert ansehen, obgleich sie vielleicht Diskriminierung erleben und potenziell delegitimiert werden könnten.

Für die Einschätzung der Interaktionen mag weiterhin relevant sein, dass die Themen, über die die Gruppen verhandelten, teilweise deutlich von den Zugehörigkeiten der dominierten Mitglieder entfernt waren. Zum Beispiel sprach die stadtpolitische Gruppe über Diskriminierung aufgrund von Hautfarbe und Marei kommt aus einem westeuropäischen Land, dem gegenüber stereotype Vorstellungen, aber keine rassistischen Machtasymmetrien bestehen. Die feministische Gruppe formierte sich zum Thema Antisemitismus und es war keine Jüdin anwesend. Allerdings veränderte sich das Thema hin zu Antisemitismus *und* Rassismus. Ein Teil der (potenziell) rassistisch Dominierten konnte zwar mit der dominierten Gruppe identifiziert werden und sich mit dieser identifizieren, war aber selbst nicht unmittelbar von dem spezifischen Ausgrenzungsverhältnis betroffen, über das verhandelt wurde.

Gruppendy-  
namische  
Positionen

Hinsichtlich ihrer gruppenspezifischen Positionierung nahmen die (potenziell) rassistisch Dominierten ebenfalls heterogene Rollen ein. Jon, Dorothea und Marei vertreten inhaltlich kontroverse Positionen, gehören zum Kern der jeweiligen Gruppe und treten in der Interaktion häufig auf. Ricardo, Emily, Zeynep und Sanne sind wichtige und gut in die Gruppe integrierte TeilnehmerInnen, d.h. sie beteiligten sich durchschnittlich an der Diskussion und fanden Interesse und Unterstützung für ihre Äußerungen. Bei den FlüchtlingssozialarbeiterInnen bildeten die MigrantInnen eine Art Untergruppe, die zu bestimmten Zeiten (z.T. auf Aufforderung) viel zur Diskussion beitrug und zu anderen nur zuhörte. Da Adel und Karam nicht so selbstverständlich Deutsch sprachen wie die muttersprachlichen Gruppenmitglieder, waren sie auf diese Weise zwar nicht gleichberechtigt an der Diskussion beteiligt, aber doch einbezogen. Obwohl einige kontroverse Positionen vertraten, hatte keineR eine echte Außenseiterrolle inne.

### 5.3.1 Die rassistisch Dominierten als entlastende TabubrecherInnen

Die Häufigkeit von Erzählungen über Rassismuskorrekturen und die inkorporierte Vorsicht der AntirassistInnen legen die Vermutung nahe, dass Rassismuskorrekturen auch in den Gruppen eine Rolle spielen. Das genaue Gegenteil ist aber der Fall. Die (potenziell) rassistisch Delegitimierbaren nehmen in den Gruppen eine überwiegend entlastende Rolle ein. Wenn sie über ihre Erfahrungen mit Rassismus sprechen, dann beziehen sie sich auf deutlich von der Gruppe verschiedene Kontexte und sie kritisieren Rassismen fast nur, nachdem auch andere Gruppenmitglieder gegen sie vorgegangen sind. Zum Beispiel weist Ricardo in der Sequenz „Doktorarbeiten“ darauf hin, dass viele MigrantInnen mehr als 20 Jahre in Deutschland leben und gut deutsch sprechen. Das tut er aber erst, nachdem zuvor Birgit und Alex Regines homogenisierender Bemerkung über die mangelnden Sprachkenntnisse von MigrantInnen widersprochen hatten. Die Konflikte zwischen Dorothea und Anne in der feministischen Gruppe stellten die absolute Ausnahme dar.

Unerwartetes Verhalten

Allen Unkenrufen zum Trotz sind die rassistisch Dominierten, mit denen die dominanten antirassistisch Engagierten ständig in Kontakt stehen, also ausgesprochen zurückhaltend, was Rassismuskorrekturen angeht. Wie lässt sich das erklären? Halten sie sich vielleicht zurück, um Angriffe auf ihre Person zu vermeiden? Oder sie identifizieren sich nicht mit der Gruppe, der sie von außen (z.B. von mir) zugerechnet werden?

Deutung: Vorsicht

Vielleicht finden sie Auseinandersetzungen über Rassismus aber auch unnötig. Bei einem Reflexionstag mit einer Gruppe von Studierenden, die hier nicht detailliert untersucht wird, entschieden sich die rassistisch Dominierten für eine Rollenspielszene bei der Ausländerbehörde und gegen eine Szene, in der die anwesenden Mittelschichtsangehörigen ihre Beteiligung an Rassismus hätten reflektieren können. Möglicherweise ist offene institutionelle Diskriminierung für sie so viel zentraler, dass sie ihre KollegInnen in antirassistischen Gruppen eher als BündnispartnerInnen sehen denn als GegnerInnen. Da ich nur antirassistische Gruppen mit rassistisch dominanter Mehrheit untersuche, ist weiterhin anzunehmen, dass es zu einer (Selbst-) Selektion der Dominierten kommt. Konfrontativ auftretende oder separatistisch orientierte Dominierte werden sich eher homogene Gruppen suchen. Schließlich kann man in einer eingespielten Gruppe Grenzverletzungen anders einordnen. In der feministischen Gruppe provozierten sich Dorothea und Erika wechselseitig und spielerisch. Obwohl ich ständig auf einen Schlagabtausch wartete, war das für ihre Beziehung anscheinend nicht belastend.

Deutung: Gruppenzusammenhalt

Auch wenn alle diese Überlegungen Spekulationen bleiben, wird doch deutlich, dass man sich nicht wundern muss, wenn die anwesenden rassistisch Dominierten nur selten direkt gegen Rassismen vorgehen. Auffällig ist aber, dass sie explizit entlastend tätig werden. Zum Beispiel stellt Dorothea in der Sequenz „Unterwanderung“ in Frage, ob es sich bei einer Praxis, die die feminis-

Dominierte entlasten die Dominanten

tische Gruppe als antisemitisch empfand, tatsächlich um Antisemitismus handelt. Sie wendet sich also gegen einen inflationären Gebrauch des Konzeptes „Rassismus“. Gerade diejenigen, die in einer Gruppe eine starke Position innehaben, durchbrechen gezielt antirassistische Setzungen und verringern damit den normativen Druck, der auf den Dominanten lastet. Die Trainergruppe hatte sich vor einigen Jahren zusammengefunden, um – als Gruppe mit mehrheitlich rassistisch dominanten Mitgliedern – antirassistische Pädagogik zu fördern. Heute vertritt Jon offensiv die These, dass er sich nur noch dann für Minderheiten einsetzt, wenn er sich persönlich von einem dummen Spruch betroffen fühlt.

Jon: Ich interveniere [...] auf einer Ebene, wo ich betroffen bin. Wenn jemand, was weiß ich, stört im Kontext der Interaktion, auch bei Kleinigkeiten wie die Beine hochheben. Am Anfang hab ich das als liberaler Pädagoge durchgehen lassen, aber das kränkt mich. Ich fühle mich da missachtet. Da interveniere [ich], aber auf dieser Ebene, nicht aus pädagogischen Überlegungen. [...] Dann STREITEN wir auch, aber es ist kein pädagogisches Ziel, die dazu zu bringen, [Emily: anständig zu sitzen] anständig zu sitzen, sondern es nervt mich, es stört mich. Oder wenn er auch Sprüche macht, die mich verletz[en] als Ausländer, dann greif ich auch ein. Aber gut, ich sach mal krass, wenn er [sich, A.W.] über Schwule lustig macht, das trifft mich nicht so. Es trifft mein moralisches Empfinden, aber es trifft mich nicht direkt, dann würd ich. [Sybille: Dann intervenierst du nicht, oder?] Dann intervenier ich nicht. Es ist nicht mein Ding. Da solln sich Schwulen mit denen auseinander setzen. Ich bin kein Erzieher (P33: 558).

In einer Gruppe, deren Mehrheit übergeordnete pädagogische Ziele vertrat und zum Teil noch vertritt, ist es provokant, wenn Jon deutlich macht, dass er als Pädagoge nicht einschreitet, wenn Jugendliche Sprüche über Schwule machen. Jon will nicht nur allgemeine erzieherische Ziele zurückweisen – dem kann die Gruppe zustimmen – sondern er illustriert seine These auch mit einem Beispiel, das den moralischen Minderheitenschutz, der die Bildungsarbeit der Gruppe vor einigen Jahren prägte, mit Füßen tritt. Damit stellt er, ähnlich wie Marei und Dorothea, die rigiden Normen antirassistischer Bildungsarbeit zugunsten von mehr Flexibilität in Frage. Da alle drei gut mit ihrem Milieu vertraut sind, sind ihre Tabubrüche nicht durch „interkulturelle“ Missverständnisse erklärbar, sondern es ist anzunehmen, dass sie gezielt gegen antirassistische Normen Stellung beziehen. Ihre Ansichten sind mitunter so provokant, dass sich immerhin zwei von fünf Gruppendiskussionen überwiegend um einen Tabubruch von Marei bzw. Jon drehen.

In der Gruppe der FlüchtlingssozialarbeiterInnen geht diese entlastende Rolle der MigrantInnen so weit, dass diese über ihr Klientel herziehen, während sich die Deutschen wenigstens Mühe geben, ihre kaum weniger stark ausgeprägten Voreingenommenheiten zu hinterfragen. Karam erzählt so häufig von Betrugereien seiner KlientInnen, dass man getrost das Fazit ziehen kann, dass die Ressentiments der deutschen SozialarbeiterInnen berechtigt sind. Der eine hat mit Karams Hilfe zusätzliche Leistungen vom Sozialamt erhalten und ist dann verschwunden. Den anderen muss er wegen Diebstählen vertreten. Wieder andere sind verwöhnt und anspruchsvoll:

Karam: Wir haben [die] Klienten viel verwöhnt. Die müssen selbständiger werden. Manche wollen mich zum Einkaufen mitnehmen. Wenn sie was beantragen, sagen sie: „Wir müssen das

Tabubre-  
chende Ras-  
sismen



bekommen'. Und ich sag: ‚Ich kann das abgeben, aber was das Sozialamt betrifft, kann ich nicht viel machen'. Wenn sie nicht erreicht haben, was sie wollen, sagen sie, ich habe Schuld, und das ärgert mich. Die können nicht alles bekommen. Die haben sich vorgestellt, Deutschland als Paradies im Fernsehen und [...] die kommen hier an [und finden das, A.W.] Gegenteil: Arbeitslosigkeit, Rassismus, Schwierigkeiten. Die können nicht mal schreiben, deutsch sprechen, aber sie kriegen von uns viel Hilfe, also wir helfen viel, obwohl sie nicht zufrieden sind (P43: 537ff).

Die MigrantInnen in dieser Gruppe leben noch nicht lange in Deutschland. Karam erwähnt, dass er sich teilweise für seine Landsleute schämt. Außerdem will er, dass sie sich genauso viel Mühe geben wie er – der Deutsch gelernt und eine Stelle gefunden hat. In diesem Zusammenhang bauen die MigrantInnen die Hemmungen der Dominanten ab, auch wenn ihnen vielleicht gar nicht ganz klar ist, wie massiv sie rassistische Diskurse bedienen. Sie machen sich ungeeignete Luft über die Fehler ihrer KlientInnen, auch wenn sie immer wieder auf die Folgen von Rassismus hinweisen.

In mehreren Gruppen spielen die rassistisch Dominierten also gezielt oder unbeabsichtigt die Rolle von entlastenden TabubrecherInnen. Sie gehen kaum direkt gegen Rassismus vor, sondern argumentieren gegen einen zu umfassenden Rassismusbegriff. Wenn sie eine kontroverse Meinung vortragen, so richtet sich diese gegen die antirassistischen Normen der Gruppe. Obwohl „Rassismuskritik“ für die weißen Deutschen ein wichtiges Thema sind, haben sie zumindest innerhalb des von mir untersuchten Kontextes kaum einen Vorwurf von ihren dominierten KollegInnen zu befürchten.<sup>89</sup>

Fazit

### 5.3.2 *Ambivalentes Verhältnis der Dominanten zu den Dominierten*

Der zweideutigen Rolle der Dominierten als entlastende TabubrecherInnen entspricht ein ambivalentes Verhalten der Dominanten gegenüber den dominierten KollegInnen. Soweit diese im Mainstream der Gruppe mitschwammen, war die Interaktion völlig unauffällig. Diejenigen Dominierten, die (entlastend) Tabus brachen, wurden aber einerseits nur sehr vorsichtig mit Kritik bedacht, andererseits wurden ihnen Aussagen unterstellt, die sie nie aufgestellt hatten.

In der Trainergruppe wird Jon zunächst dazu aufgefordert, seinen neuen professionellen Ansatz zu erklären. Die Gruppe baut ihn als wichtige Instanz auf, an der sie sich inhaltlich abarbeitet. Teilweise diskutieren sie untereinander und beziehen sich darauf, was der (anwesende) Jon wohl gemeint hat. In diesem Diskussionsprozess kommt Jon selbst nur selten und dann eher als Auskunft Gebender zu Wort (P33: 1919). Auf Jons oben zitierte Provokation reagiert die Gruppe mit deutlicher Verzögerung. Direkt nachdem er seine pro-

Verzögerte  
Konfliktaus-  
tragung

<sup>89</sup> Es wäre allerdings denkbar, dass die Auseinandersetzungen über Rassismus nicht innerhalb der Gruppe, sondern eher im kleinen Kreis oder unter vier Augen geführt werden. Nach meiner Erfahrung ist dem nicht so. Vielmehr werden die antirassistischen Normen durch Erzählungen über den Rassismus nahestehender Personen – also durch Modelllernen ohne direkte Konfrontation – entwickelt.

fessionelle Haltung mit dem Beispiel „Sprüche gegen Schwule“ illustriert hat, ist er zwar mehreren Vorwürfen ausgesetzt. Diese betreffen aber andere Themen: Er wird nach seinem Selbstverständnis gefragt (P33: 597). Wolfgang kritisiert ihn dafür, dass er seine Angebote nicht zur Disposition stellt (P33: 605). Nur Karstens letzte Kritik nimmt indirekt auf das Beispiel Bezug: „Du schlägst zurück, wenn's dich selber trifft“ (P33: 610). Jon gesteht einiges zu, bekräftigt aber seine Haltung mit einer längeren Erklärung. Daraufhin betont Wolfgang explizit seinen Wunsch, „dass wir nicht diskutieren, ob das richtig oder falsch ist“ (P33: 644f).

Sequenz  
„Gratwanderungen“

Erst eine ¾ Stunde später geht die Gruppe nach einer Diskussion zum Thema „Grenzverletzung“ auf den Tabubruch ein. Gaby fragt zunächst noch einmal nach, ob PädagogInnen nicht auch dann auf Sprüche gegen Schwule reagieren sollten, wenn sie indirekt, z.B. über lesbische Freundinnen von ihnen betroffen sind (P33: 1750ff).

Gaby: Ich würde in so ner pädagogischen Situation dann auch meine Haltung zur Disposition stellen, ja, und nicht sagen: ‚Naja gut, das müsst ihr dann eben mit den Lesbierinnen ausmachen oder mit den Schwulen‘. /

Jon: / Ja ja.

Karsten: Oder mit den Juden (P33: 1764).

Unterstellungen

Dabei kommt es zu einer ersten Unterstellung: Karsten vergleicht Jons Haltung mit den Mitläufern im Nationalsozialismus. Diesen Einwurf ignorieren Jon und die Gruppe. Er antwortet nur auf Gabys Argument. Kurz darauf beschreibt Sybille im Nachhinein ihre emotionale Reaktion auf Jons Beispiel:

Sybille: Ich persönlich hab vorhin gemerkt, ich STOCKE bei dem Modell, wo du sagst: ‚Ich hab da ne Jugendgruppe, und die zieht über Schwule her, und das ist mir scheißegal, was die dazu erzählen. Das geht mich nichts an‘. /

Marianne: / [Das] hat er nicht gesacht, aber... //

Sybille: // Ne, ich überzeichne das genau aus diesem Grunde, weil es bei mir so angekommen is. Das [...] is schon klar. Das hat er so nicht gesacht (P33: 1804).

Obwohl Sybille über ihre persönliche Reaktion spricht, unterstellt auch sie Jon mehr, als er behauptet hat. Diesmal widerspricht Marianne. Dann stellen verschiedene Gruppenmitglieder Vermutungen darüber an, wie sich Jons Haltung in ihre pädagogischen Theorien und Praktiken integrieren lassen:

Marianne: Ich bin relativ sicher, dass ich genauso auswähle, auf was ich interveniere oder nicht. Ich übersehe den Alkohol (P33: 1823ff).

Emily: Was du vielleicht anders machst, dass du nicht so [nen, A.W.] gesellschaftlichen Konsens von einer moralischen Haltung voraussetzt (P33: 1987ff).

Erst nachdem Jon ein weiteres Beispiel gegeben hat, das die „Amoral“ seiner Haltung unterstreicht – „Wenn sie gegen Nichtraucher Sprüche machen und das trifft mich, werd ich TOTAL mich aufregen“ (P33: 2013ff) – konfrontiert ihn Wolfgang direkt mit einem Gegenargument. Und auch da ist der Ton wieder relativ scharf: Wolfgang – der zuvor nicht urteilen wollte – unterstellt nun Jon, dass er sich im Beruf wie in einer Kneipe verhält.

Wenn's um Personen geht, find ich vieles, was hier gesagt wurde, richtig, aber [...] ich werd' gekauft als Dozent [...] und ich hab ne [...] gesellschaftspolitische Funktion.[...] Diese Störung

[Sprüche gegen Schwule, A.W.], die mich in ner Kneipe überhaupt nicht tangieren würde [...] – meinetwegen solln se über Frauen oder was weiß ich herziehen – Ja, gut. Aber in dem Kontext, wo ich n Auftrag als Dozent und damit auch n Selbstverständnis hab, ist es die Frage, ob ich das SO handhaben kann (P33: 2028ff).

Nun reagiert die Gruppe deutlich und schützt Jon mit Vehemenz. Wolfgang wird mehrfach unterbrochen (P33: 2060, 2067, 2082). Marianne betont, dass es Jon nicht an Professionalität mangle, sondern dass er ein anderes Verständnis von seiner professionellen Rolle habe (P33: 2060ff). Sybille unterstellt Wolfgang, dass dieser sein Selbstverständnis von seinen Auftraggebern abhängig mache (P33: 2093ff). Wolfgangs inhaltliche Position geht unter, und am Ende rückt er selbst von ihr ab (P33: 2233ff).

Empirisch lässt sich nur schwer nachweisen, dass eine Gruppe etwas „ignoriert“. Es wäre denkbar, dass Jons Äußerung für die Gruppe gar kein Problem darstellte, und dass sie deshalb auch nicht reagierte. In diesem Beispiel deutet aber so viel auf eine verzögerte Konfliktaustragung hin, dass sie sich sehr gut belegen lässt. Schon dass die Gruppe Jons Beispiel über eine  $\frac{3}{4}$  Stunde hinweg im Gedächtnis behält und auf sie zurückkommt, spricht für ihre Wichtigkeit. Außerdem löste seine These sofort unspezifische Vorwürfe aus, auf denen die KritikerInnen dann aber doch nicht beharren. Schließlich kommt es zu Diskrepanzen in der retrospektiven Wahrnehmung und dem Verhalten in der Situation. Sybille beschreibt ihre Reaktion im Nachhinein als Stocken. In der Situation reagierte sie aber als Erste und unterbrach Jon direkt nach dem Beispiel durch eine sympathisierende Reformulierung seiner These: „Dann intervenierst du nicht, oder?“ (P33: 590). Auch Wolfgang hatte betont, dass er nicht über „falsch und richtig“ diskutieren will, ist dann aber der Erste, der Jon später inhaltlich angreift. In der Situation benennt er also die moralische Dimension des Themas und will diese vermeiden. Im Lichte seiner späteren Äußerungen ist zu vermuten, dass er sich bewusst zurückhält, weil er ahnt, dass die Auseinandersetzung über dieses Thema prekär werden könnte.

In den anderen Gruppen finden sich vergleichbare Reaktionsmuster. In Kapitel 6.2 wird die Sequenz „Wörter“ diskutiert: Am Ende der Gruppendiskussion spitzt Marei ihre essenzialistische Position folgendermaßen zu: „Ein Jude ist ein Jude. Ein Katholik ist ein Katholik. Ein Neger ist ein Neger“ (P33: 2176). Auch hier weist einiges auf einen Tabubruch hin und die stadtpolitische Gruppe konfrontiert Marei nicht, sondern neutralisiert den Konflikt durch eine Begriffsdiskussion. In diesem Zusammenhang expliziert Sigrid, worin eine Ursache für die Konfliktscheu gegenüber Marei liegt: „Aber wenn das [...] Menschen aus nem andern Land, die eben diese Geschichte nicht haben, nicht so geht, dann dürfen wir als Deutsche jetzt auch nicht immer so mit dem erhobenen Zeigefinger da stehen und sagen: ‚Ihr dürft das aber nicht machen.‘ Also dann sollten wir erst mal bei uns anfangen, würd' ich sagen“ (P25: 2256ff). Wenn die Gruppe Mareis Tabubruch deutlich widersprechen würde, liefe sie Gefahr, dem Stereotyp der arroganten Deutschen zu entsprechen. Es ist u.a. die Furcht vor dem unkontrollierten Ausleben der eige-

Interpretation:  
Verzögerte  
Konflikt-  
austragung

Ursache  
der Zurück-  
haltung

Interpretation: Aggressive Durchbrüche	<p>nen Dominanz, die die Gruppen zur Zurückhaltung veranlasst.</p> <p>Das betrifft auch die Aggressivität, die sich, wie von Marianne erwähnt, hinter den moralischen Hürden anstaut. Die Zurückhaltung der Trainergruppe hat zur Folge, dass sie, <i>wenn</i> sie Jon kritisieren, zu relativ scharfen Angriffen schreiten. Ein Vergleich mit denen, die bei den nationalsozialistischen Völkermorden wegschauten, ist keine Kleinigkeit.</p>
Ambivalente Handlungen der Dominanten	<p>Man kann diese Unterstellungen und Angriffe als Reproduktion von Rassismus bewerten. Problematischer als die Aggression erscheint mir allerdings das zweideutige Verhältnis zwischen Dominanten und Dominierten, das sie reproduzieren. Einerseits wird Jon explizit dazu aufgefordert, seinen neuen Ansatz zu erklären und die Gruppe setzt sich intensiv mit diesem Ansatz auseinander. Andererseits dauert es lange, bis überhaupt jemand auf die Provokation in seinen Thesen reagiert. Als sich die Gruppe dazu durchringt, das Problem anzusprechen, werden immer wieder scharfe Unterstellungen laut, gegen die wieder andere schützend einschreiten. Letztlich kommt es in der Gruppe nie zu einer Auseinandersetzung über den Wertkonflikt zwischen einer pädagogischen Haltung, die sich an der Entwicklung des Individuums orientiert und einer, die sich übergreifenden politischen Werten verpflichtet fühlt. Nach der massiven Reaktion auf seine Unterstellung geht Wolfgang auf den eigentlich brisanten Punkt nicht mehr ein und er stimmt zu, als Marianne ihm nachweist, dass er sich als Pädagoge über persönlichen und nicht von moralischen Überlegungen leiten lasse (P33: 2249ff).</p>
Fazit	<p>In der Tendenz vermeiden die Dominanten Konflikte mit tabubrechenden Dominierten. Man kann diese Zurückhaltung als antirassistische oder als interkulturelle Kompetenz werten, weil sie sowohl dem Machtunterschied zwischen Dominanten und Dominierten Rechnung trägt als auch eventuell aus ihm resultierenden Perspektivdivergenzen. Dennoch muss man fragen, ob die Zurückhaltung zur Lösung der Probleme beiträgt. Zum einen kann sie anscheinend aggressive Übergriffe nicht wirklich verhindern. Außerdem verweist Schultz darauf, dass „die Angewohnheit[...], Kritik oder Ärger dadurch auszudrücken, dass wir die andere ignorieren [...] bei einer Schwarzen Frau noch mal etwas ganz anderes bewirken [kann, A.W.] als bei einer weißen, nämlich Erinnerungen an eine Vielzahl von Situationen, in denen sie in dieser Gesellschaft übergangen wurde“ (1993: 167). Die zögerliche Konfliktaustragung sollte daher als mikrosoziales Arrangement mit Verhältnissen angesehen werden, in denen die Dominierten nicht als Gleiche im öffentlichen Diskurs teilnehmen. Dass „Schutzmaßnahmen“ diesen Umstand befestigen können, auch wenn sie prinzipiell notwendig sein sollten, war schon anhand der Hilfsbereitschaft der linksradikalen Gruppe gegenüber „Frau Özdemir“ deutlich geworden.</p>

#### 5.4 Ergebnisse

Die Erkenntnisse dieses Kapitels sind zumindest vordergründig von Doppeldeutigkeiten und Paradoxien gekennzeichnet. Ich hatte zunächst eine Auseinandersetzung über eine rassistische Äußerung untersucht, in der die Angegriffene (Dorothea) sich zwar zur Wehr setzte, aber nicht zum Gegenangriff überging und schließlich den ersten Schritt zur Versöhnung tat. Dann analysierte ich die relativ verbreiteten Erzählungen über Rassismuskwürfe, in denen Dominante berichten, dass sie sich in ihrem Alltag ganz normal verhielten und dennoch als rassistisch angegriffen wurden.

Perspektiven-  
divergenz  
5.1

Sowohl der von mir beobachtete, als auch der von Inge berichtete Konflikt ließen sich in einer Modellvorstellung fassen, bei der vier Konfliktpotenziale im machtasymmetrischen interkulturellen Konflikt unterschieden werden: Machtasymmetrie führt ähnlich wie kulturelle Differenz zu schwer überbrückbaren Perspektivendivergenzen. Beide können strategisch funktionalisiert werden. Allerdings neigen die Dominanten zur Individualisierung des Konflikts, während die Dominierten eher dessen kollektive Aspekte herausstreichen werden. Im Anschluss an das Modell konnten die Reaktionen der Dominanten weiter spezifiziert werden: Einerseits suchen sie den Fehler nur bei sich. Da sie nicht genau benennen können, worin er besteht, internalisieren sie den Konflikt und bezichtigen sie sich pauschal des Rassismus. Andererseits waren Diskurse zu beobachten, in denen das Problem den Dominierten zugeschrieben wird: Zum Beispiel beklagte Marianne, dass die MigrantInnen ihre Interessen in Deutschland nicht so vertreten, dass es zu einer offenen Auseinandersetzung kommen kann.

Konflikt-  
potenziale  
5.2

Innerhalb der untersuchten Gruppen ließ sich schließlich beobachten, dass die rassistisch Dominierten ihre KollegInnen aktiv von Rassismuskwürfen entlasten und dabei antirassistische moralische Tabus brechen (5.3.1). Die Dominanten bemühen sich dennoch um Vorsicht beim Austragen von Konflikten, neigen dann aber zu relativ massiven Unterstellungen. Durch diese ambivalente Haltung kommt es kaum zu konstruktiven Konfliktverläufen (5.3.2).

Verzögerte  
Konflikt-  
austragung  
5.3

Mit Ausnahme des Konfliktes zwischen Anne und Dorothea widerspricht die beobachtete Handlungspraxis den Erzählungen über dieselbe. Da sich nie ausschließen lässt, dass relevante intervenierende Faktoren übersehen wurden, wäre es denkbar, dass die untersuchten Phänomene nicht in dem Maße zusammenhängen, wie hier unterstellt. Zum Beispiel könnte es sein, dass Rassismuskwürfe nicht auf Reflexionstagen, sondern in anderen – privateren – Kontexten geäußert werden. Viel spricht aber für systematische Gegenläufigkeiten zwischen den beobachteten Praktiken und den Diskursen bzw. Praktiken, die auf sie antworten. Einerseits verarbeiten die Dominanten in den Erzählungen eine realistische – wenngleich subjektiv verzerrte – Erfahrung: Sie wurden Opfer unerklärlicher Angriffe. Andererseits stabilisieren sie rassistische Dominanzverhältnisse, indem sie einen Diskurs über dieses Erleben e-

Reproduktion  
von Rassismus

tablieren, der den Dominierten implizit die Schuld daran gibt.

Hier bestätigt sich die Bourdieusche These (1987), dass objektiv bestehende Verhältnisse sozialer Ungleichheit Handlungen meist so strukturieren, dass diese die Ungleichheitsverhältnisse in der Tendenz reproduzieren. Die mikrosoziale Dynamik von interindividuellen Konfliktsituationen wird durch rassistisch bedingte Machtasymmetrien so verändert, dass Konflikte zur Stabilisierung rassistischer Dominanz beitragen. Auch die verzögerte Austragung von Konflikten – die sich als Ignorieren bzw. Vermeiden einer ernstlichen Auseinandersetzung interpretieren ließe – passt zu den Erfahrungen der Dominanten. Sie haben die Dominierten wirklich geschont und das spüren sie wohl auch. Wenn sie sich trotzdem Kritik gestatten, nimmt diese teilweise die Form von aggressiven Durchbrüchen an, die entsprechende Sanktionen hervorrufen. Paradoxerweise können die Dominanten also deutliche Anhaltspunkte dafür finden, vorsichtig und dennoch „rassistisch“ gewesen zu sein. Damit erhalten sowohl die Konfliktscheu, als auch die Erzählungen über Rassismuskritik immer wieder neue Nahrung.

Kompetenz  
der  
Dominierten

Demgegenüber erleben die Dominierten, dass die antirassistischen Normen in ihrer Gruppe einerseits immer rigider werden, und dass sie trotzdem mit plötzlichen Angriffen rechnen müssen. Daher lernen zumindest diejenigen, die in gemischten Gruppen ausharren, Angriffe deeskalierend zu bearbeiten. Dass sie sich andererseits eine offenere Konfliktkultur wünschen und diese durch entlastende Tabubrüche provozieren, ist ebenfalls einleuchtend.

Fazit

Die Handlungspraxis beider Positionen antwortet auf die Folgen der objektiv ungleichen Verhältnisse, in denen sie sich bewegen. In ihrem Diskurs wünschen sich alle, dass es anders wäre: Marianne will endlich einmal die „Scheiße in ihrem Koppe“ aussprechen und sie am Widerstand der Dominierten austesten können. Jon möchte als Individuum gegen das protestieren, was ihn stört, auch wenn es sich nicht um die Rechte aller Minderheiten handelt, sondern ganz prosaisch um hoch gelegte Füße, die ihm ins Gesicht starren.

„Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.“ (Brecht 1982: 181) muss man leider ergänzen. Und auch die Praxis in den beobachteten Gruppen wird ja nicht einfach so, wie es sich alle wünschen. Solange die Dominierten nicht gleichberechtigt in Konflikte eintreten können, müssen die Dominanten damit rechnen, dass ihre normativen Selbstverständlichkeiten symbolisch gewaltsam wirken. Und da sie das meist nicht ahnen bzw. die resultierenden Perspektivdivergenzen nicht überbrücken können, bleibt ihnen nur die Vorsicht in ihren Beziehungen zu rassistisch Dominierten. Ändern würde sich das nur, wenn es gelänge, Strukturen der Konfliktbearbeitung zu etablieren, in denen die Dominierten umfassend gleichgestellt sind, so dass die Dominanten ihre Perspektive durchfechten könnten, ohne die Dominierten zu unterdrücken. Wie ich im nächsten Kapitel zeigen werde, kommen den Dominanten solche strukturbezogenen Lösungen aber gar nicht erst in den Sinn.



## 6. (Anti-) Rassismus im Kontext habitueller Übereinstimmung und Distinktion

Auf einem gewerkschaftsnahen Kongress<sup>90</sup> gegen Rassismus wurden Elemente eines kontroversen neuen Antirassismustrainings vorgeführt: Das Blue-Eyed-Brown-Eyed-Training soll die psychosozialen Effekte von rassistischer Diskriminierung für Weiße ansatzweise erfahrbar machen. Allerdings wurde auf der Tagung nur ein Element des Trainings herausgegriffen: Am Eingang erhielten alle Teilnehmenden mit blauen Augen einen Kragen aus grellgrünem Krepp. Im Plenum wurde kurz erklärt, wie das Training heißt und dass es sich gegen Rassismus richte. Jegliche weitere Auseinandersetzung blieb individuell. Fast alle Blauäugigen machten mit und trugen einen Kragen.

Die öffentlichen Vorträge behandelten deutlich andere Bereiche: Es ging um verschiedene Arten staatlicher Diskriminierung gegenüber ausländischen Studierenden, um rechtsextreme Politik und rechtsextremen Terror. Rassistische Ideologien wurden analysiert und verurteilt. Rassismen in den eigenen Reihen waren nicht Gegenstand der Vorträge. Allerdings kritisierten MigrantInnen aus dem Publikum, dass einige interkulturell arbeitende RednerInnen rassistische Diskurse nur etwas subtiler reformuliert hätten, und es kam zweimal zu Protesten.

Dieser Kongress ist ein typisches Beispiel für den habituell spezifischen Zugang, den rassistisch dominante aus der gebildeten Mittelschicht zum Problem des Rassismus gefunden haben. Sie unterscheiden deutlich zwischen privater und öffentlicher Sphäre. In der öffentlichen Sphäre solidarisieren sie sich mit den rassistisch dominierten, und die Vorträge ihrer RepräsentantInnen richten sich in erster Linie gegen Rechtsextremismus und staatlichen Rassismus. Ihre Argumentation zielt darauf ab, die politischen Gegner und v.a. den Staat an allgemein anerkannten universalistischen Normen zu messen und als rückständig oder böse darzustellen. Zugleich wissen und spüren die antirassistisch Engagierten, dass sie zur dominanten Gruppe gehören. Dieser Umstand findet seinen Ausdruck in der Rede vom „eigenen Rassismus“, der in der privaten Sphäre innerlich und individualisiert bearbeitet wird. Zum Beispiel sind sie in Anbetracht ihrer privilegierten Position als weiße Deutsche bereit, sich durch einen lächerlichen Kragen stigmatisieren zu lassen. Diffuse Schuldgefühle und unklare Betroffenheiten münden in eine Praxis, bei der phantasiert werden kann, dass das probeweise Einnehmen der Opferrolle nicht nur möglich sei, sondern man dadurch auch noch den „eigenen Rassismus“ verlerne. Interessanterweise wird also die *objektiv* dominante Position, an der die Ein-

Drei  
Zugänge zu  
Rassismus

---

<sup>90</sup> GEW-Kongress „Internationalisierung statt Ausgrenzung. Hochschule und Forschung gegen Rassismus“, Frankfurt /M. im November 1997.



zelen nichts ändern können, als Persönlichkeitsmerkmal internalisiert und in psychologisierender Manier bearbeitet. Diese Spaltung führt dazu, dass die öffentliche Kritik am linksliberalen Milieu den rassistisch Dominierten überlassen bleibt – und unter ihnen den „NachfolgerInnen“ im Bourdieu'schen Sinne, also den ausländischen Studierenden im Publikum, die noch keine tragenden Funktionen in den Institutionen der rassistisch dominanten, gebildeten Mittelschicht übernommen haben. Deren Kritik und die resultierenden Konflikte folgen dem Muster, das im letzten Kapitel diskutiert wurde. Sie kann die Privatisierung von Dominanz nicht aufheben, sondern sie bestätigt das innerliche Empfinden der rassistisch Dominanten, sich irgendwie falsch zu verhalten, ohne dass sie diese Wahrnehmung wirklich einordnen könnten.

Im dritten Kapitel wurde Antirassismus als Ausdruck willentlicher Selbstkontrolle interpretiert, die sich gegenüber den Selbstverständlichkeiten einer rassistisch strukturierten Gesellschaft behauptet. Jetzt soll untersucht werden, inwiefern die beobachteten (Anti-)Rassismen selbstläufig funktionieren. Insbesondere frage ich, was „typisch“ für die gebildete Mittelschicht ist, welche Strategien also aufgrund der objektiven Lage der untersuchten Gruppen im sozialen Raum für sie nahe liegend sind. Ähnlich wie die Situationslogik in interpersonalen Konflikten wirkt auch die Klassenlage<sup>91</sup> der Handelnden strukturierend auf ihren Zugang zum Problem des Rassismus. Allerdings sind bei dieser Fragestellung die Erklärungsmuster, die für Interaktionsdynamiken Verwendung finden, nicht länger angebracht. Wenn ich z.B. feststelle, dass sich die Mittelschicht durch antirassistisches Engagement positiv von den unteren Schichten distinguieren kann, treffe ich *keine* Aussage über individuelle und kollektive Handlungsintentionen oder Situationslogiken. Vielmehr geht es um die objektive (Bourdieu 1987: 115) oder dokumentarische Sinnebene (Mannheim 1964), die Handlungen dadurch gewinnen, dass sie de facto an die Möglichkeiten des Feldes, in dem sie operieren, angepasst sind (vgl. 2.1), auch wenn die Handelnden selbst ganz andere subjektive Intentionen mit ihnen verbinden.

Bourdieu verweist häufig darauf, dass sich die dominierten Fraktionen der herrschenden Klassen teilweise mit den Beherrschten solidarisieren (vgl. 2.1.2.1). Indem sie ihre Kritik an den dominanten Fraktionen mit dem Mobilisierungspotenzial der beherrschten Klassen verbinden, gewinnen sie symbolische Macht:

„[H]eretical discourses (...) draw their legitimacy and authority from the very groups over which they exert their power and which they literally produce by expressing them: they derive their power from their capacity to *objectify* unformulated experiences, to make them public (...) and, when the occasion arises, to manifest and reinforce their concordance. (...) Heretical power [is, A.W.] the strength of the sorcerer who wields a liberating potency (...) offering the

Fragestellung

Häretische  
Macht

91 In diesem Kapitel wird der Klassenbegriff so verwendet, wie er in Kapitel 1.2.2.3 eingeführt wurde. Klassen sind Cluster von Menschen, die sich objektiv – auch gemäß ihres rassistischen symbolischen Kapitals – nahe stehen. Der Begriff „gebildete Mittelschicht“ bezeichnet hingegen ein konkretes soziales Milieu, das jedoch mit der dominierten Fraktion der herrschenden Klassen weitgehend identisch sein dürfte.

means of expressing experiences usually repressed“ (Bourdieu 1994: 166).

Häretische Diskurse bieten den dominierten Fraktionen der herrschenden Klassen die Chance, sich im politischen und kulturellen Feld zu profilieren, indem sie die Macht der beherrschten Klassen hinter sich versammeln. Daher sind sie stets doppelt determiniert. Obwohl die HäretikerInnen sich tatsächlich mit den beherrschten Klassen solidarisieren, vermeiden sie es zugleich, gegen die eigenen Interessen zu handeln. Hieraus ergibt sich ein spezifischer Zugang zum Problem des Rassismus: Einerseits bekämpft ihn die gebildete Mittelschicht aus voller Überzeugung und andererseits wählt sie Methoden, die die Bedingungen des Spiels unangetastet lassen, aus welchem sie selbst ihren Vorteil zieht.

Vorschau

So erklärt sich der oben dargestellte Widerspruch zwischen öffentlicher Solidarisierung, aber lediglich privater Auseinandersetzung mit der eigenen privilegierten Position: Im gemeinsamen Kampf gegen die dominanten Fraktionen der herrschenden Klassen – repräsentiert durch den Staat – oder gegen konkurrierende soziale Bewegungen – die Rechtsextremen – solidarisieren sich die Mittelschichtsangehörigen mit den rassistisch Dominierten. Insbesondere bietet ihnen antirassistisches Engagement die Möglichkeit, sich gegenüber den unteren Schichten zu distinguieren (6.1). Die normative Orientierung, die sich in diesem Zusammenhang entwickelt, bringt jedoch die rassistisch dominanten Mittelschichtsangehörigen selbst in eine prekäre Lage. Ihre objektive Position im sozialen Raum könnte mit der gleichen Berechtigung als rassistisch angegriffen werden, mit der sie die unteren Schichten belehren. Die Kluft zwischen ihnen und den Dominierten bleibt also spürbar, wird aber entweder verwischt (6.2) oder in eine private Auseinandersetzung verlagert. Dann nimmt der (Anti-)Rassismus individualisierte Formen an, bei denen kaum gesellschaftspolitisch relevante Folgen zu erwarten sind (6.3). Die Rolle der rassistisch Dominierten ist nicht Gegenstand dieser empirischen Untersuchung. Es leuchtet jedoch ein, dass die politischen VertreterInnen der rassistisch Dominierten im obigen Beispiel die Kluft zwischen ihnen und den Dominanten nicht vertiefen. Sie brauchen Unterstützung aus den herrschenden Klassen. Deren Nachwuchs – die jungen ausländischen Studierenden – profiliert sich hingegen, indem er die Dominanten nicht auf ihren Privilegien ruhen lässt.

## 6.1 Distinktion durch moralisch kulturelles Kapital

Klassen-  
spezifisches  
Verhältnis zu  
Rassismus

Die Kritik an poststrukturalistischen antirassistischen Strategien verweist immer wieder darauf, dass Antirassismus nicht auf ein endloses Spiel der Differenzen hinarbeiten sollte, sondern versuchen müsste, Klassifikationen als solche zu überwinden (z.B. Heß und Linder 1997: 82ff). Tatsächlich handelt es sich aber nicht um ein Spiel – auch wenn symbolische Kämpfe so kontingent wie Spiele erscheinen können – sondern um eine Auseinandersetzung um die

substanzielle Bedeutung von Klassifikationen. Zum Beispiel enthält das Verhältnis, das eine Klasse zu Rassismus einnimmt, obwohl es ähnlich zufällig oder von individuellen Entscheidungen abhängig erscheint wie Geschmacksfragen (Bourdieu 1982), Anhaltspunkte dafür, wo diese Klasse die Stärken des eigenen Kapitalbesitzes sieht und wie sie sich distinktiert. Antirassistische symbolische Kämpfe müssen für ihre soziale Trägerschaft objektiv Sinn ergeben (2.1.2.1). Daher sind sie trotz ihrer Flexibilität und Mehrdeutigkeit nicht beliebig oder kontingent, sondern ihre Gemeinsamkeiten verweisen auf die objektive Position einer Klasse im sozialen Raum.

Unter ihrem gesamten Kapitalrepertoire wählen die AkteurInnen jeweils die „Besitztümer“ aus, die zu einem spezifischen Feld und zu einer spezifischen Situation passen, und von denen sie sich die deutlichste Stabilisierung ihrer sozialen Position erhoffen (vgl. 2.1.2.2). „Of course, different social contexts evoke different elements of habitus and associated behavior“ (Bentley 1987: 35). Bentley nennt das Beispiel von indischen Dörflern, die vorübergehend in der Großstadt weilen. Da sie nicht wissen, wie man sich in der Stadt kleidet, fühlen sie sich trotz erheblicher Investitionen in ihre Kleidung weniger respektabel als die Unberührbaren. Wenn sich Subjekte strategisch im Bourdieuschen Sinne verhalten, so werden sie in Abhängigkeit von der Situation, den Gegenübern, von denen sie sich distinktuieren wollen und von dem Repertoire an symbolischen und anderen Kapitalien, über die sie verfügen, das Kapital betonen, das in der jeweiligen Situation am relativ wertvollsten erscheint.

Indem die Akteure bestimmte Aspekte ihres Kapitalbesitzes herausstreichen, verweisen sie zugleich darauf, wo sie im Gewirr der Kapitalien die schwachen Punkte der anderen und damit mittelbar die eigenen Stärken sehen. Vor allem in den Rollenspielen können sie diejenigen Distinktionslinien relativ frei auswählen, die ihren Interessen entgegenkommen. Spielen sie Ich-nahe Rollen, so werden sie sich wie gewohnt distinktuieren – also die Dimensionen herausstreichen, die ihnen für ihre reale Klasse am günstigsten erscheinen. Wenn sie Rollen übernehmen, von deren objektiver Position im sozialen Raum sich ihre reale Klassenzugehörigkeit abhebt, so werden sie diese so darstellen, dass sich ein maximaler Kontrast zwischen dem eigenen realen Kapitalbesitz und den Defiziten der fiktiv dargestellten Klassen ergibt. In den untersuchten Rollenspielen zeigt sich, dass antirassistisches Engagement als ein solcher Anhaltspunkt zur Distinktion eingesetzt werden konnte. Es verweist auf einen spezifischen Besitz: auf das überlegene kulturelle und moralische Kapital der gebildeten Mittelschicht.

Situations-  
spezifisches  
Betonen der  
relevanten  
Kapitalien

Rollen-  
gestaltung  
als Indikator  
für objektive  
Position

## Sequenzanalyse „Statusgerangel“

Gruppen  
führen  
Schichtun-  
terschiede  
aktiv ein

In der schriftlichen Ankündigung der Reflexionstage (vgl. Anhang), in den Vorgesprächen und während der Auswahl der Rollenspielszenen lenkte die Leitung das Thema aktiv hin zur Selbstreflexion der jeweiligen Gruppe. Auch enthielten die Themenstellung oder die Rollen, die in einigen Gruppen vorgegeben wurden, keine Aussage zur Schichtzugehörigkeit. Dennoch erfanden einige Gruppen Rassisten-Rollen, die durch ihren Beruf als Angehörige der unteren Schichten oder des Kleinbürgertums gekennzeichnet wurden, und Schichtunterschiede waren in einigen Rollenspielen Thema. Zum Beispiel hatte sich die stadtpolitische Gruppe für ein Rollenspiel zum Thema „Rassismus unter Bekannten“ entschieden, verlegte dieses aber in die Unterschicht. In dem schon mehrfach zitierten Rollenspiel (Sequenzen „Grillparty“ und „Meerschweinchen“) war die Ehefrau Verkäuferin bei Karstadt und mit einem türkischen Mann verheiratet, der auf einer ABM-Stelle beim Grünflächenamt arbeitet. Die Gastgeberin ist ebenfalls Verkäuferin bei Karstadt. Ihr Mann ist Klempner. Dadurch, dass die Gruppe das Rollenspiel nicht in der eigenen Schicht ansiedelt, verfremdet sie die Szene, so dass sie die Problematik mit etwas mehr Distanz untersuchen kann. Das ist in Rollenspielen üblich und kann daher nicht weiter interpretiert werden. Beim Improvisieren der Szene und im 2. Rollenspieldurchgang spielten Schichtunterschiede aber auch innerhalb der Szene eine zunehmend wichtigere Rolle.

Schicht-  
unterschiede

Im ersten Rollenspieldurchgang spielte Marei die Rolle der Ehefrau, konnte sich aber nur schlecht mit der Verkäuferin Anita identifizieren. Deshalb agierte sie teilweise als Mittelschichtsangehörige: Sie fühlte sich über manche offenen Rassismen „erhaben“, weil ihre Gegenüber doch ein „anderes Niveau“ hatten, und spielte den Schichtunterschied gegen sie aus (vgl. Sequenz „Meerschweinchen“). Im zweiten Durchgang des Rollenspiels standen Schichtunterschiede von Anfang an im Vordergrund. Schon bei den Fragen über den Türkeiurlaub der GastgeberInnen Sigrid und Udo karikierten die SpielerInnen den Kapitalmangel der unteren Schichten. Die Ehefrau wurde diesmal von Gisela gespielt.

Sigrid: Ja also hier sind wir jetzt, das ist unser Hotel, ja.

Gisela: Und ihr wart immer im Hotel da die ganze Zeit?

Udo: Jo.

Sigrid: Jo.

Udo: Also auch mal nen Ausflug, mmmh.

Sigrid: Also mit nem Jeep, kannst ja hier sehen und. Ja. Na, ich weiß nicht. Da waren so Steinhäufen irgendwie. Was war denn das.

Udo: Keene Ahnung, aber war hübsch.

Sigrid: So fremd so, ausländische Zeichen da.

Gisela: Ach so, na ja gut ja.

Sigrid: Schriftzeichen. Na ja, wie geht's denn ... (P17: 288ff).

Die GastgeberInnen haben also kaum Interesse an Land und Leuten. Schon im ersten Rollenspiel hatte sich gezeigt, dass sie meistens im Hotel hocken. Wenn sie dennoch einen Ausflug machen, ist das wichtigste daran, dass sie im Jeep fahren. Sie sind konsumorientiert und nehmen archäologische Fundstätten als hübsche „Steinhaufen“ mit „Schriftzeichen“ wahr. Ihnen fehlt die humanistische Bildung, die die Mittelschicht auszeichnet.

Unterschicht  
wird durch  
Mangel an  
kulturellem  
Kapital ge-  
kennzeichnet

Sigrid: Schriftzeichen. Na ja, wie geht's denn deinem Ali, hat er Arbeit?  
Gisela: Ja natürlich, der also – [Fragt noch mal nach außen; A.W.] Die Fakten bleiben ja so ne? Ja ja der hat Arbeit. äh Ist doch immer hier an der Universität beschäftigt gewesen.  
Udo: An der Universität?  
Gisela: Ja, schreibt fleißig.  
Udo: / Ja was mach-, was mach...  
Sigrid: / Was is er da? Reinemachekraft?  
(Marei): [lacht]  
(): Jetzt muss (sie) lachen. (Lachen ist da aber nicht.)  
(Gisela): Des is so absurd, da muss man.  
Anja: Macht es mal nicht zu absurd.  
Gisela: / Ne ne wir (wollen des eigentlich auch net).  
Udo: [hat vorher mehrmals angesetzt, A.W.] / so im technischen so im technischen Bereich dort?  
Gisela: Nö nö der lehrt dort und ja ja.  
Udo: (interessant) (2).  
(Frau): [lacht]  
Anja: Das wusstet ihr gar nicht.  
Sigrid und Udo: Nee.  
Udo: Echt, ja.  
Sigrid: Ich dachte immer, [(Gisela): (das wusstet ihr doch)] die sind doch immer Gemüsehändler oder so oder / arbeiten halt gar nicht (P17: 310ff).

Gisela fragt noch nach, ob die Fakten so bleiben, wie ursprünglich festgelegt, ändert sie dann aber trotzdem. Indem sie Ali zum Universitätsangestellten macht, kann sie der entlarvenden Frage nach seiner Berufstätigkeit, die im vorherigen Rollenspiel zu „Arbeit-zuerst-für-Deutsche“-Parolen geführt hatte, etwas entgegensetzen. Der veränderte Beruf löst heftige Reaktionen aus. Udo und Sigrid überhören das „schreibt fleißig“ und können sich Ali nur als Reinemachekraft oder im technischen Bereich, sprich als Hausmeister, vorstellen. Die Gruppe ist so irritiert, dass sie die Spielebene verlässt und es zu einem kurzen Austausch darüber kommt, wie das Rollenspiel weitergeführt werden soll. Gisela selbst findet etwas „so absurd“. Die Leiterin bestätigt, dass das Spiel nicht zu absurd werden soll. Als dann alle verstanden haben, dass Ali Hochschullehrer ist, wissen Udo und Sigrid nicht mehr weiter, so dass die Leiterin durch eine erneute Intervention „Das wusstet ihr gar nicht“ die Überraschung in die Spielebene reintegrieren muss.

Beruf  
kompensiert  
Mangel an  
rassistischem  
symbolischem  
Kapital

### Monopolisierung des eigenen kulturellen Kapitals gegenüber MigrantInnen

Wenn man sich fragt, warum die Gruppe so deutlich auf Alis veränderten Beruf reagiert, so wäre die Erklärung am nahe liegendsten, dass sie mit der ver-

Warum diese  
Reaktion?

änderten Rollendefinition überfordert ist. Im Vergleich mit anderen Rollenspielen zeigt sich aber, dass die Gruppen deutlich veränderte Rollendefinitionen aufnehmen und in das Spiel integrieren können, ohne dabei die Spielebene zu verlassen. Das Verlassen der Spielebene ist ungewöhnlich und verweist darauf, dass Ali's neuer Beruf nicht als eine einfache Abwandlung des Spiels verstanden wird, sondern dass er die Grundannahmen des Spiels in Frage stellt. In der Auswertung des Rollenspiels benennt Marei das Problem: „Auf einmal war er kein Türke mehr. Auf einmal war er ein Universitätsprofessor“ (P17: 710f). Damit bestätigt sie, was Gisela intuitiv spürte und ausnutzte: Menschen mit überlegenem kulturellem Kapital können nur schwer rassistisch delegitimiert werden. Daher wird deren kulturelles Kapital auch möglichst nicht anerkannt. Die GastgeberInnen überhören zunächst, dass Ali „schreibt“, also keine Reinemachekraft und auch kein Hausmeister ist. Elli erklärt in der Auswertung, dass sie den veränderten Beruf für eine Notlüge hielt: „Ich dachte, die will ihren Freunden nicht sagen, dass Ali da irgendwie ne ABM-Stelle hat. Ich dachte: ‚Aha, das is ja auch geschickt, du sagst es denen einfach nicht‘ [lacht]“ (vgl. P17: 749f). Diese Beobachtung beschränkt sich nicht auf ein Rollenspiel. Auch in der Gruppendiskussionssequenz „Doktorarbeiten“ muss Birgit ihren Hinweis, dass MigrantInnen sogar Doktorarbeiten schreiben, dreimal wiederholen, bis sie verstanden wird. Überdurchschnittlich hohes kulturelles Kapital ist mit rassistischer Delegitimierung kaum vereinbar.

Delegitimierung von kulturellem Kapital

Die starke Reaktion der stadtpolitischen Gruppe verweist darauf, dass ein für die Distinktion zentrales Moment ihres Kapitalbesitzes – ihr kulturelles Kapital – gefährdet wurde. Obwohl die Gruppen wissen, dass viele MigrantInnen über akademische Bildungsabschlüsse verfügen, gehen sie in der Praxis doch davon aus, dass diese in Deutschland nicht in eine entsprechende Berufstätigkeit umgesetzt werden können. Der Bildungstitel selbst gefährdet ihre privilegierte Position nicht, wohl aber der Umstand, dass dieser einen legitimen Tauschwert erhält. Noch ist die Delegitimation des kulturellen Kapitals von MigrantInnen so gut institutionalisiert, dass es selten zu entsprechenden Distinktionskämpfen kommt. Zum Beispiel enthalten die Approbationsordnungen der freien Berufe Bestimmungen, die Nicht-EU-BürgerInnen zusätzlich zu den Einschränkungen durch Aufenthaltsstatus und Arbeitserlaubnis die Ausübung dieser Berufe erschweren. Im neuesten solchen Gesetz, dem Psychotherapeutengesetz, das am 1.1.1999 in Kraft trat, wird Nicht-EU-BürgerInnen die Approbation im Normalfall verweigert, und nur „in besonderen Einzelfällen oder aus Gründen des öffentlichen Gesundheitsinteresses erteilt“ (§ 2 und 4). In dem Maße, in dem diese Bastionen bröckeln, ist jedoch zu erwarten, dass sich entsprechende symbolische Kämpfe nicht länger auf Reflexionstage beschränken.

Interaktive Stabilisierung

Die „Selbstverständlichkeit“, dass kulturelles Kapital ausschließlich von der gebildeten Mittelschicht beansprucht werden kann, wird im untersuchten Material durch eine doppelte Bewegung stabilisiert: Zunächst weigern sich die

Gruppen, das kulturelle Kapital von MigrantInnen als legitimes Kapital anzuerkennen. Sie fragen mehrmals nach, bis sie zur Kenntnis nehmen, dass die entsprechenden Äußerungen ernst gemeint sind. Selbst dann hält Elli sie noch für eine Lüge. Lässt sich eine Anerkennung nicht länger vermeiden, verschwindet die delegitimierende rassistische Zuschreibung aus der Wahrnehmung, und aus dem Türken wird ein Universitätsprofessor.<sup>92</sup> MigrantInnen kommen in den besseren Schichten nicht vor. Wenn doch, dann werden sie nicht mehr als MigrantInnen angesehen.

Diese Monopolisierung von kulturellem Kapital gegenüber MigrantInnen beschränkt sich nicht auf das Ignorieren ihrer akademischen Fähigkeiten. Auch in den Erzählungen über Rassismussvorwürfe werden die eigenen kulturellen Normen selbstverständlich vorausgesetzt, so dass die Dominierten an ihnen gemessen defizitär erscheinen.

Mittelschichts-  
rassismen und  
kulturelles  
Kapital

Sigrid: Ich bin momentan manchmal wirklich so was von sauer, wenn ich da einen [Flüchtling, A.W.] sehe, (der echt) schon seit vielen Jahren in Deutschland ist, sich lange Zeit überhaupt nicht bemüht hat, Deutsch zu lernen – also ich muss sagen, ich find schon eigentlich, wenn ich irgendwo ins Ausland in Urlaub fahre, müsst ich versuchen, die dortige Sprache zu lernen. OK, da mach ich noch Abstriche. Wenn ich mir aber überlege, ich gehe in ein bestimmtes Land und will da ne Weile wohnen, dann muss ich die Sprache lernen. Also das erwart ich einfach von dem Menschen so. Na, vielleicht ist das nun jetzt schon meine Diskriminierung, dass ich das von denen erwarte oder so. Aber ich erwarte dann auch, dass sie sich n bisschen kümmern und nicht so träge, also einfach NICHTS tun und nur jammern also (P28: 1400ff).

Sigrid stört, dass manche Flüchtlinge nicht so engagiert sind und „sich kümmern“, wie sie das für sich selbst als selbstverständlich ansieht. In zwei anderen Gruppen wird dargestellt, dass MigrantInnen durch ihre mangelnden Deutschkenntnisse keine ernst zu nehmende politische Kraft seien, bzw. dass sie sich nur zu partikularen Fragen, z.B. zur Situation in ihren Heimatländern, politisch formieren, während die Sprechenden sich mit universalistischer Orientierung zu politischen Belangen engagieren, die die ganze Gesellschaft betreffen, z.B. zu Antirassismus. Die meisten der in den vorausgegangenen Kapiteln beschriebenen Rassismen lassen sich in diesem Zusammenhang deuten: Gemessen am kulturellen Kapital der Mittelschicht erscheinen die rassistisch Dominierten immer wieder als defizitär. Indem die gebildete Mittelschicht bestimmte kulturelle Errungenschaften zur Norm erklärt, monopolisiert sie die Stärke ihres Kapitalbesitzes.

#### Distinktion gegenüber der Unterschicht

Durch den Berufswechsel des Ehemannes konnte die Ehefrau ihren Mittelschichtstatus durchsetzen. Jetzt geht die Gruppe wieder dazu über, sich mit der Unterschicht auseinander zu setzen. Die oben zitierte Passage wird von der

„Naiver Un-  
terschichts-  
rassismus“

<sup>92</sup> Essed (1991) stellt in ihrer Untersuchung schwarzer gebildeter Frauen fest, dass sie unterschätzt werden, dass ihr beruflicher Status also nicht anerkannt wird. Wenn sich die Anerkennung nicht vermeiden lässt, wird ihre Hautfarbe bzw. ihre „fremde“ kulturelle Herkunft ignoriert.

Gastgeberin mit der Aussage abgeschlossen: „Ich dachte immer, die sind doch immer Gemüsehändler oder so, oder arbeiten halt gar nicht“ (P17: 351f). Diese naiv rassistische Behauptung veranlasst die Ehefrau zu Belehrungen. Sie geht zu einer Darstellung der gerechten Gesellschaft über, in der alle Menschen je nach ihrer Veranlagung ihren Platz finden.

Gisela: / Neja, guck mal, bei uns gibt es auch Leute. Jeder hat seine Aufgabe halt und

Udo: Na ich bin zum Beispiel Klempner.

Gisela: Ja genau, das ist doch was GANZ wichtiges und eh es müssen also verschiedene Arbeiten getan werden und in jedem Land gibt's doch Leute die sind mehr praktisch veranlagt und andere wieder nach nem andern Gebiet [Udo: ja hm] und das ist halt sein, sein Job und seine, Fäh- er is ja ein sehr sehr fähiger Mensch, also sonst hätte ich ihn ja nich geheiratet (Udo: Hat der-) wenn er mir nicht so viel interessante Anregung geben würde [lacht](P17: 355ff).

Leistungs-  
orientierung

Giselas Darstellung und Udos bereitwillige Bestätigung erinnern an die Harmonie im Arbeiter- und Bauernstaat. Jedes Rädchen ist für das Getriebe wichtig. Ob Klempner oder Universitätsprofessor macht keinen Unterschied. Dieses harmonische Bild straft Gisela selbst Lügen, denn sie betont unmittelbar danach, dass Ali „ein sehr sehr fähiger Mensch“ ist. Sie bekräftigt Ali's hohen Status und wertet sich zugleich als Frau auf: Wenn Ali ihr „nicht so viel interessante Anregung geben würde“, hätte sie ihn nicht geheiratet.

Migration  
als freie Prä-  
ferenz

Wie schon zuvor die Gastgeberin mit der Frage nach dem Beruf, versucht nun auch der Gastgeber, den Ehemann durch eine unverfängliche Frage zu demontieren: „Hat der dort nix gefunden oder, also dass er [hierher kommen muss, A.W.]?“ (P17: 370f). Die Ehefrau antwortet: „Warum? Wir haben uns einfach entschieden, hier zu leben“ (P17: 373f). Folgt man dieser Darstellung, so können sich Unterschichtsangehörige Migration nur im Notfall vorstellen. Wer zu Hause keine Arbeit findet, kommt nach Deutschland. Die Ehefrau aus der Mittelschicht betont demgegenüber ihre autonome Wahlentscheidung und zeichnet damit erneut das Bild einer Welt von Individuen, die ihr Leben unabhängig von struktureller Ungleichheit selbst bestimmen.

Leistungs- vs.  
Herkunfts-  
orientierung

Die GastgeberInnen greifen Giselas „Warum?“ auf und erklären, dass doch in der Türkei so schön die Sonne scheine, setzen also ihre eigene Perspektive als TouristInnen naiv mit der eines Migranten gleich. Dann verweisen sie darauf, dass die dort „bestimmt [auch] schlaue Leute gebrauchen“ (P17: 382f) könnten. Indem sie mehrmals betonen, dass sie nichts gegen Ali haben – also erneut als stereotype RassistInnen dargestellt werden –, führen die GastgeberInnen nun aus, dass viele ihrer Bekannten keine Arbeit fänden, dass deutsche Wissenschaftler arbeitslos seien, was den Standort Deutschland gefährde, und dass zuerst diejenigen Arbeit finden sollten, die schon lange hier seien und deren Ausbildung den Staat Geld gekostet habe. Damit orientieren sie sich an ökonomischen Gesichtspunkten und dem Nationalstaat als Solidargemeinschaft. Gisela hält dem entgegen: „Das sind doch alles unsere Leute. Der Ali is mein Mann“ (P17: 443f). Sie schließt alle in die Gemeinschaft ein, insbesondere aber Ali, der durch Heirat zu „unseren Leuten“ gehört. Ali hatte „das Glück (...) dass er auch ne gute Schulbildung bekommen hat“ (P17: 464) und er war begabt und studierte in Deutschland. Während die Ehefrau ihre Leistungsori-



entierung affirmiert, interpretiert der Gastgeber Alis Vorzüge als „bisschen bessere Kreise dort auch“ (P17: 468), führt seinen Erfolg also auf dessen schichtspezifische Herkunft zurück.

Damit stellen Gisela, Sigrid und Udo deutlich dar, was aus ihrer Sicht die Mittelschicht von der Unterschicht unterscheidet. Ali ist gebildet, begabt und leistungsfähig. Die GastgeberInnen sind Kulturbanausen, die weder türkische Kulturdenkmäler als solche erkennen, noch sich vorstellen können, dass Türken einen akademischen Beruf ausüben. Während die Ehefrau an Anregungen interessiert ist, haben die GastgeberInnen Freude an Hotels, Jeeps und Sonnenschein. Wenn sie platte Vorurteile zum Besten geben, ist die Ehefrau gerne zu Belehrungen bereit. Gegenüber der Unterschicht stellt sie die Welt als gerecht und ihre Entscheidungen als frei dar. Demgegenüber orientieren sich die GastgeberInnen an einer nationalstaatlichen Solidargemeinschaft und vermuten, dass Privilegien damit zu tun haben, aus welchen Kreisen man kommt. Ein hoher Bildungsgrad, Weltoffenheit, die Fähigkeit zu belehren, die Welt als gerecht und die eigenen Entscheidungen als frei darzustellen, zeichnen also die Distinktionsmöglichkeiten der Mittelschicht aus. Sie sind sowohl an den Merkmalen erkennbar, die bei der Darstellung der Unterschichtsrollen besonders hervorgehoben werden, als auch daran, wie Gisela mit den GastgeberInnen umgeht und wie sie sich selbst darstellt.

Distinktions-  
vorteile der  
Mittelschicht

Obwohl sich die Ehefrau zur Belehrung der naiven UnterschichtsrassistInnen aufgerufen fühlt, zeigt sich bei genauerer Betrachtung des Rollenspiels, dass die inhaltlichen Unterschiede zwischen den Positionen gar nicht so groß sind. Zum Beispiel legt Sigrid der Unterschichtsrassistentin genau die homogenisierende Verknüpfung von Herkunft und Beruf als naives Vorurteil in den Mund, der die Mehrheit der Gruppe auch in Wirklichkeit anhängt. Türken sind zwar nicht „immer Gemüsehändler“, aber doch nie Universitätsprofessoren. In den „typischen“ Stereotypen der Unterschicht stellt die Mittelschicht ihre eigenen Überzeugungen verzerrt dar, und sie klärt über die Irrigkeit dieser Annahmen auf, ohne sich selbst als rassistisch wahrnehmen zu müssen.

Rassistischer  
Konsens  
wird durch  
Distinktion  
verschleiert

Auch was die Ausgrenzung aus der nationalen Gemeinschaft angeht, werden die relativ weit gehenden Einigkeiten zwischen beiden Fraktionen durch die Auseinandersetzung über rassistische Stereotype verschleiert. Gisela hält zwar an universellen Gleichheitsidealen fest und propagiert diese auch. Zugleich streicht sie ihren Status deutlich heraus und nennt zahlreiche Punkte, die für die Inklusion eines Türken sprechen: Er ist ihr Mann, er ist leistungsstark und er hat den Staat kein Geld gekostet, sondern sich das Studium selbst verdient. Obwohl sich die Ideale der Mittelschicht und die naiven Vorurteile der Unterschicht scheinbar diametral gegenüber stehen, sind sich de facto alle darüber einig, dass besondere Bedingungen erfüllt sein müssen, damit ein Türke in die Wir-Gruppe eingeschlossen werden kann. Ungeachtet der Selbstdarstellung der Mittelschichtsangehörigen sind alle genannten Bedingungen anti-

Einigkeit über  
Exklusion

egalitär: Verwandtschaft und Leistungsfähigkeit bei der Mittelschicht, nationale Solidarität bei der Unterschicht. Allerdings handelt es sich bei der dominanten Perspektive um legitime Inklusionsgründe (Bourdieu 1993: 252ff), die durchaus auch zur Abwertung der unteren Schichten genutzt werden können, während der nationale Chauvinismus der unteren Schichten als illegitim und rassistisch stigmatisiert wird. Die antirassistische Auseinandersetzung mit den unteren Schichten dient der Distinktion und hat den Nebeneffekt, dass die gemeinsamen Grundüberzeugungen, die die Privilegien Deutscher in Deutschland stützen, aus dem Blick verschwinden.

#### Bedeutung für den Antirassismus der gebildeten Mittelschicht

Doppelbödi-  
ge Kommunika-  
tionsstrategie

Gisela propagiert einerseits Ideale einer gerechten Welt für alle oder einer Totalinklusion, straft sich selbst aber im nächsten Satz durch ihre Leistungsorientierung Lügen. Ihr Kommunikationsangebot an die unteren Schichten ist daher unglaubwürdig. Außerdem kann man ahnen, dass sich Giselas Leistungsorientierung gegen die Interessen der unteren Schichten richten könnte. Die Asymmetrie der Argumentationsstrategie spiegelt sich auch auf der Beziehungsebene der Kommunikation wider: Gisela bleibt in der Offensive. Die GastgeberInnen fragen und drücken sich vorsichtig aus. Ihre Argumente werden, wie schon im ersten Rollenspieldurchgang, nicht ernst genommen, sondern als Ausdruck von Naivität dargestellt, die der Belehrung bedarf. Folgerichtig betonen die „GastgeberInnen“ Sigrid und Udo in der Rollenspielauswertung als Erstes, dass sie sich überhaupt nicht verstanden fühlten. Trotzdem zieht Gisela auch in der Auswertung den Schluss, dass sie nicht pädagogisch genug vorgegangen sei.

Gisela: Ich hab ja schon so ähnliche Situationen [...] erlebt. Da würd ich sagen: Also jetzt bist du vielleicht nicht pädagogisch genug – wobei pädagogisch ist ja schon wieder abwertend, aber man merkt, das ist dann ein andres Niveau – pädagogisch genug vorgegangen. Man muss immer versuchen, doch vielleicht durch gezielte Fragen, den Leuten... Dass sie sich selbst klar machen, wo sie jetzt vielleicht doch mal nachdenken müssten (P17: 610ff).

Gisela empfindet selbst, dass ihre Vorgehensweise etwas Abwertendes hatte, und verändert die Formulierung, in der sie sie beschreibt. Dennoch wird deutlich, dass sie nicht nachvollziehen kann, warum sie nicht verstanden wurde. Sie denkt, dass sie sich nicht genug Mühe gegeben hat. Dass sie die Anliegen ihrer Gegenüber ignorierte, fällt ihr nicht auf.

Scheitern der  
Kommuni-  
kation

In diesem Beispiel einer antirassistischen Aufklärungssituation treffen Mittelschichtsangehörige, die sich als definitionsmächtig und aufgeklärt darstellen wollen, auf Unterschichtsangehörige, die sich nicht verstanden fühlen. Die Kommunikation kann nicht funktionieren, solange die Mittelschichtsangehörigen lediglich ihre Rolle als Lehrende bekräftigen und sich auf eine inhaltliche Auseinandersetzung nicht einlassen. Wenn die Unterschichtsangehörigen sich weigern, sich als Lernende zu begreifen, bricht der Dialog ab. Die Auswertung

schließt mit der Vermutung des „Gastgebers“ Udo, dass man das Thema gewechselt hätte. Bei entsprechendem Alkoholkonsum hätten sie „das ganze noch ein bisschen verschärft“ (P17: 593f).

Die Ineffizienz antirassistischer Aufklärung gegenüber den unteren Schichten wird in der Literatur immer wieder geschildert. Der antirassistische Pädagoge Phil Cohen verweist z.B. darauf, dass die rationalistische Pädagogik scheitere, weil sie Antirassismus mit der Zivilisierung der Arbeiterklasse verwechsle.

Literatur

„Das Resultat dieser Erziehung war, dass Lehrer (...) auf ein sehr viel holzschnittartigeres, reaktionäres Modell zurückfielen, um das Entstehen von Rassismus in der Arbeiterklasse zu erklären: Er ist ganz einfach ein Produkt von Unwissenheit und irrationalen Vorurteilen, eine der vielen Formen primitiven Aberglaubens, der die Massen beherrscht. (...) Antirassismus wird Bestandteil der traditionellen Richtlinien für die zivilisatorische Mission gegenüber der Arbeiterklasse“ (Cohen, P. 1998: 328).

Mit unterschiedlichen Erklärungen wird immer wieder darauf hingewiesen, dass Antirassismus zur Stabilisierung von Privilegien eingesetzt werden kann. „Was da antirassistisch auftritt, kann in Wirklichkeit bereits Verwendung des interaktiven Rassismus von oben sein, seine politische Exploitation für die Generierung von Herrschaftsmacht“ (Haug 1992: 34). Auch dass dadurch der Rassismus in der Mittelschicht aus dem Blick verschwinde, bemerkt Bourdieu: „Man ist immer schnell bereit, denjenigen zu stigmatisieren, der stigmatisiert, und den elementaren, ‚niedereren‘ Rassismus des kleinbürgerlichen Ressentiments anzuprangern. Aber damit macht man es sich zu einfach“ (Bourdieu 1993: 255).

Trotz dieser Kritik wird selten erkannt, dass es sich um einen systematischen Effekt handelt, der immer dann auftritt, wenn sich eine Klasse oder eine Klassenfraktion als kulturell überlegen konstituiert. In der Sequenz „Doktorarbeiten“ der linksradikalen Gruppe entsteht eine ähnliche Kluft zwischen den Reflexiven und den Faktenorientierten, die nicht verstehen können, worum es Ersteren geht. Und auch in der feministischen Kontrastgruppe kann die „besonders feministische“ Fraktion die Kritik, die ihr gegenüber geäußert wurde, nur als Wissensmangel wahrnehmen. Nachdem Miriam aus Protest das Wochenendseminar verlassen hatte, kam es zu einer Auseinandersetzung innerhalb der Gruppe. Cordula – eine Wortführerin der „besonders feministischen“ Fraktion – greift den Umstand, dass Miriam gegangen ist, auf. Sie ergänzt eine ihrer Propositionen durch die Bemerkung: „Das wär genau der Punkt, was jetzt eigentlich für Miriam auch total wichtig wäre, dass sie [...]“ (P10: 1204f). Dann folgt eine Erklärung was frau beim Thema Genitalverstümmelung zu tun und zu lassen hat. Einige empfanden das als Unterstellung gegenüber Miriam und widersprachen. Als Antwort auf diese Kritik erklärt Cordula:

Doppel-  
bödigkeit als  
systematischer  
Effekt von  
Distinktion

Cordula: Also ich kann verstehen, dass [...] es vielleicht n Riesenhaufen ist, der da mit rüber transportiert wird. Das war's für mich auch, erst mal überhaupt da hinzukommen an diesen Stand. Aber ich kann [...] erstens [...] nicht nachvollziehen, warum sich eine davon persönlich angegriffen fühlt – es sei denn, sie hat selber ne Opfergeschichte. [...] Und zweitens kann ich auch nicht verstehen: Also wenn mir eine gegenüber sitzt, die in nem Gebiet n Riesenbatzen an

Wissen oder an Erkenntnis hat, wo ich dann merke, ich hab das nicht oder ich hab solche Gedanken noch nicht gedacht [...], dann geh ich nicht weg, sondern dann bleib ich da und frag nach. Dann sag ich halt: ‚Das geht mir zu schnell. Kannst du mir das noch mal erklären?‘ [...] Dann gesteh ich meine Unwissenheit ein. Dann sag ich: ‚OK, [...] Du hast was, was ich nicht habe, und wenn Du auch n Austausch haben willst, dann tauschen wir uns darüber aus, damit wir beide weiterkommen‘ (P10: 1355ff).

Damit erklärt Cordula einen politisch-inhaltlichen Angriff auf ihre Position kurzerhand mit dem Wissensmangel der Gegnerin und wundert sich, warum Miriam ihr Unwissen nicht eingesteht, so dass sie etwas von Cordula lernen könnte. Dabei nimmt sie deren Protest als persönliche Gekränktheit oder Psychopathologie („Opfergeschichte“) wahr. Obwohl es sich hier ausschließlich um Studentinnen handelt, besticht der Vergleich zur Sequenz „Statusgerangel“. Auch da ist es Gisela und zuvor Marei nicht möglich, die Gegenüber und deren Argumente ernst zu nehmen. Sie betonen die Überlegenheit des eigenen Wissens und sind darüber irritiert, dass dieses von den anderen nicht widerspruchslos und dankbar angenommen wird.

Distinktion  
innerhalb  
einer Klasse

Auch innerhalb einer Klasse können Distinktionsformen eingesetzt werden, die sich zu denen zwischen Klassen homolog verhalten. „The field of symbolic production is a microcosm of the symbolic struggle between classes“ (Bourdieu 1991d: 168). Das gleiche Muster findet sich also sowohl in Argumentationen für als auch gegen rassistische Standpunkte. In beiden Beispielen wird es jedoch von den ProtagonistInnen eines „kulturell fortgeschrittenen“ moralischen Diskurses gegen KritikerInnen angewandt. Cordula bezieht sich im wesentlichen auf den feministischen Diskurs und erklärt ihre (antirassistische) Gegnerin für nicht genügend feministisch gebildet. In der Sequenz „Statusgerangel“ sollen im Namen des antirassistischen Diskurses die unteren Schichten belehrt werden. In beiden Beispielen bricht die Kommunikation real oder fiktiv ab, da sich die Gegenseite nicht verstanden fühlt. Im Rahmen der diskursübergreifenden habituellen Orientierung der gebildeten Mittelschicht werden politische Konflikte, und zwar insbesondere Wertkonflikte, als Situationen definiert, in denen eine Partei über überlegenes Wissen verfügt und die andere Partei das Lernen verweigert. Die kognitive Belehrung der Unwissenden bietet den BesitzerInnen kulturellen Kapitals die Chance, sich einerseits auf eine Metaposition zu erheben, die scheinbar über den symbolischen Kämpfen steht. Andererseits können sie gerade ihre moralischen Ansprüche in symbolischen Kämpfen zur Distinktion einsetzen.

### Fazit

Zusammen-  
fassung

Im analysierten Rollenspiel wird sichtbar, wo die Mittelschicht die Stärken des eigenen Kapitals sieht, und wo sie Schwächen bei anderen Klassen wahrnimmt bzw. konstruiert. Gegenüber den rassistisch Dominierten stabilisiert sie ihr kulturelles Kapital dadurch, dass sie deren kulturelles Kapital nicht anerkennt bzw. gemessen an ihren dominanten Ansprüchen für defizitär erachtet. Die un-

teren Schichten belehrt sie über die dominanten Ideale. Wenn sich die Unterschichtsangehörigen weigern, diese anzunehmen, bzw. ihre soziale Position durch illegitime Exklusion befestigen, kann die gebildete Mittelschicht sie als rückständig bzw. national-chauvinistisch darstellen. Dass auch die Mittelschicht die Inklusion von rassistisch Dominierten nur unter bestimmten Bedingungen billigt, wird durch die antirassistische Auseinandersetzung mit den unteren Schichten verschleiert.

Was hier in mikrosozialen Transaktionen beobachtet wurde, hat laut Favell makrosoziale Parallelen. Er beschreibt die Herausbildung eines politischen Feldes auf europäischer Ebene, das einer vorerst kleinen Gruppe von Intellektuellen und PolitikerInnen neue Möglichkeiten eröffnet, festgefahrene nationale Strukturen zu umgehen. In dem Maße, in dem sich Teile der herrschenden Klassen auf transnationale Felder hin orientieren, stellen sie fest, dass sie zumindest punktuell ähnliche Interessen haben, wie die rassistisch Dominierten:

Makrosoziale  
Parallelen

„Questions of immigration, multiculturalism, and citizenship for non-nationals, have thus been instrumentalised as key symbolic talking points in elite intellectual visions and concerns about the (their) European future. Behind this, is the fear of the lower-class, ‚nationalist‘ values of the (uneducated) masses. That is, their own national working classes, who have little interest in cosmopolitanism, free movement, post-national citizenship, and so on“ (Favell 1997: 17).

Indem die Intellektuellen einzelne Diskurse von MigrantInnen übernehmen, verhandeln sie über die eigene Zukunft in einer globalisierten Welt. Migration ist in dieser Schicht wirklich so, wie sie von Gisela dargestellt wird: eine freie biographische Entscheidung. Sie ist ein Ausdruck von Leistungsfähigkeit, und man kann mit Verachtung auf die nationale Unterschicht blicken, die es immer noch nötig hat, sich mit nationalchauvinistischen Verteilungskämpfen zu befassen. Favell ist der Ansicht, dass solche Diskurse an den wesentlich substanzielleren Anliegen vieler MigrantInnen vorbeigehen. Mit Sicherheit verkennt unsere Zielgruppe, dass sie nicht Wissensmängel ausgleicht, sondern sich in einem politischen Kampf darüber befindet, wessen Interessen der Nationalstaat der Zukunft absichern soll.

Diskurse, die auf die Inklusion von MigrantInnen abzielen, können auf einer zweiten Bedeutungsebene der habituellen Distinktion der Mittelschicht dienen. Diese zweite Sinnebene erklärt den Widerstand, den die Unterschicht gegenüber einer antirassistischen Belehrung zeigen muss und – im Interesse der fortwährenden Distinktion der Mittelschicht – zeigen soll. Zwar kann am vorliegenden Material nicht gezeigt werden, wie Menschen, die wirklich der Unterschicht angehören, das Aufklärungsbemühen der gebildeten Mittelschicht wahrnehmen würden. Wenn man bedenkt, dass die inhaltsbetonten antirassistischen Strategien auch innerhalb der hier untersuchten Gruppen kaum Effekte hervorbrachten und sich dennoch großer Beliebtheit erfreuten, ist jedoch zu vermuten, dass diese Strategien tatsächlich in erster Linie Distinktionsinteressen dienen und auch gegenüber den unteren Klassen nicht effektiv wären. Zum einen bekämpft die gebildete Mittelschicht am Rassismus der unteren Schichten Überzeugungen, denen sie selbst in leicht abgewandelter Form anhängt. Sie stellt ihre politische Meinung als universelles Ideal oder als unumstrittene Wissensbestände dar, obwohl sie de facto eine kontroverse politische Position bezieht, die mit Fug und Recht angegriffen werden könnte, und die die Interessen der rassistisch dominanten unteren Schichten bedroht. Da die gebildete Mittelschicht selbst den eigenen Anforderungen nicht gerecht wird, ist die Doppelbödigkeit ihrer Argumentation kaum zu übersehen.

## 6.2 Normatives Engagement trotz objektiv dominanter Position?

Moralische  
Unternehme-  
rInnen

Im Lichte des vorigen Kapitels könnte man antirassistisch Engagierte aus der gebildeten Mittelschicht vielleicht als moralische UnternehmerInnen im Giesen'schen Sinne ansehen. Es handelt sich um Gruppen und Organisationen,

„die über die öffentliche Thematisierung sozialer Problemlagen einerseits das allgemeine Bewusstsein für Störungen der Sozialordnung zu schärfen – oder anders gewendet: ‚moralische Bedürfnisse‘ zu wecken versuchen – und andererseits eine berufliche Bearbeitung des Problems empfehlen, insbesondere aber das Leistungsangebot ihres Berufs oder ihrer Organisation als erfolgsversprechende Dienstleistung zur Deckung moralischer Bedürfnisse anbieten“ (Giesen 1983: 234).

Da rassistisch Dominierte in Deutschland überwiegend soziale, aber kaum politische Rechte haben (Körber 1998), ist es nicht erstaunlich, dass sich in erster Linie die sozialen Berufe mit Migration und Rassismus befassen. Sie übernehmen antirassistische Diskurse, um auf einen Missstand in der Gesellschaft aufmerksam zu machen und rechtfertigen dabei beiläufig die Zuständigkeit ihrer Berufsgruppe für dieses soziale Problem.<sup>93</sup>

<sup>93</sup> Im Unterschied zu den moralischen UnternehmerInnen, die Giesen vor Augen hat, ist das Verhältnis der antirassistisch Engagierten zu ihrer Zuständigkeit aber zwiespältig. Vor allem die Trainingsgruppe betont, dass es nicht an ihnen liegt, dass PädagogInnen politische Probleme lösen.

Die mittleren Schichten sind traditionell auf die moralische Distinktion hin orientiert. Im Streben nach oben fehlte ihnen das Kapital, das die liberale Haltung mancher Großbürger ermöglichte. Ihre Distinktion nach unten musste sich auf Werte stützen, die wenig kosten. Im Bemühen, die unteren Schichten zu erziehen, und sich selbst für besser als die oberen Klassen zu erklären, fand diese Klasse ihren sozialen Ort. Heute bilden die Mittelschichten ein wichtiges Mobilisierungspotenzial für die neuen sozialen Bewegungen (Eder 1993).

Soziale Bewegungen als Mittelschichtphänomen

Wenn sich moralische UnternehmerInnen eines Themas annehmen, werden sie Giesen zufolge ein mittleres Niveau an Skandalisierung anstreben. Einerseits soll deutlich werden, dass es sich um ein ernsthaftes Problem handelt, dass Handlungsbedarf besteht. Andererseits müssen die Berufe mit der entsprechenden Expertise zeigen, dass sie das Problem erfolgreich bearbeiten können. Der Missstand muss sich also verbessern, ohne zu verschwinden. Beim Thema Rassismus stehen die moralischen UnternehmerInnen vor einem leicht abgewandelten Dilemma. Auch hier ist es wichtig, immer wieder deutlich zu machen, dass die Öffentlichkeit Rassismus nicht hinnehmen kann. Im Zusammenhang mit Rassismus ist aber nicht nur fraglich, ob die antirassistisch Engagierten das Problem erfolgreich bearbeiten. Sie können ihrerseits in den Verdacht geraten, dass sie Rassismus verschärfen. Zumindest werden sie von den rassistisch Dominierten darauf hingewiesen, dass sie von rassistischen Privilegien profitieren und diese stabilisieren. Antirassistisch Engagierte aus der gebildeten Mittelschicht müssen also Rassismus immer wieder verurteilen. Zugleich sollten sie dies in einer Weise tun, bei der sie selbst möglichst nicht in die eigene Schusslinie geraten.

Dilemma

Ein Thema, an dem der Widerspruch zwischen objektiver Position im sozialen Raum und eigenem normativem Engagement besonders deutlich wird, ist die Auseinandersetzung von Deutschen mit den nationalsozialistischen Völkermorden. Auch wenn nur noch wenigen der heute lebenden Menschen persönliche Verantwortung für diese kollektiven rassistischen Gewalttaten zugeschrieben werden kann, bleiben alle Deutschen symbolisch in die Gemeinschaft der TäterInnen eingebunden. Sie gehören zu dem Land, in dessen Namen und von dessen BürgerInnen die Völkermorde begangen wurden. In kaum einem anderen Zusammenhang könnten die Gegensätze zwischen einer „objektiven“ Position in rassistisch symbolischen Hierarchien und interindividuellem Handeln offensichtlicher werden. An der Art, wie sich die stadtpolitische Gruppe in der Sequenz „Wörter“ mit der besonderen Situation Deutschlands im Verhältnis zu Rassismus auseinander setzt, lässt sich beispielhaft zeigen, wie diese symbolische Zugehörigkeit zu einer rassistisch dominanten Gruppe einerseits hohe normative Ansprüche hervorbringt, die andererseits durch Normalisierungsstrategien und die Identifikation mit den Opfern verarbeitet werden.

Beispiel: Nationalsozialistische Völkermorde

## Sequenzanalyse „Wörter“

Die Sequenz „Wörter“ beschließt die Diskussion der stadtpolitischen Gruppe. Inhaltlich umkreist diese die Frage, nach welchen Kriterien Handlungen und Kategorisierungen als diskriminierend anzusehen sind. Jetzt geht es erneut – und diesmal im Vergleich zu anderen Ländern – darum, welche Begriffe akzeptabel sind und welche nicht. Dabei stehen sich inhaltlich zwei Positionen gegenüber. Ein Teil der Gruppe, u.a. Marei, will gängige Worte wie „Neger“ von den in ihnen enthaltenen Bewertungen trennen und weiter verwenden. Dabei betonen sie, dass die Assoziationen zu diesen Begriffen von individuellen Präferenzen abhängig sind. Andere, wie Inge und Rita, plädieren für Vorsicht bei der Begriffswahl. Sie streichen heraus, dass Wörter durch historische Ereignisse eine Bedeutung gewinnen können, über die man nicht hinweggehen kann.

Zugleich schwankt die Debatte zwischen der Ver- und Entschärfung normativer Ansprüche. Ich beginne die Analyse mitten in der Diskussion an dem Punkt, an dem der erste Vergleich mit einem anderen Land auftaucht. Inge findet, dass „Schwarzfahren“ im Russischen weniger diskriminierend ausgedrückt wird als im Deutschen.

Inge: Für mich [...] spielt's immer wieder 'ne Rolle, welche Begriffe ich benutze. Und je mehr ich mit Menschen, die andere Sprachen sprechen, zu tun habe, desto mehr mache ich mir eigentlich auch Gedanken darüber. Vielleicht nur ein Beispiel: dieses sehr oft zitierte SCHWARZFahren. Warum muss das so heißen? Im Russischen heißt es zum Beispiel ‚Jechat sajzem‘. Das heißt dort: ‚als Hase...‘ /

Gisela: / Die armen Tiere. [lacht]

Inge: ... als Kaninchen fahren‘ ja // und...

Elli: // Das ist Kaninchendiskriminierung.

Me: [Gelächter]

Inge: Aber es es hat für mich trotzdem noch eher n anders lustigen Anschein als es den bei uns hat (P25: 2104).

Norma-  
lisierung

Am Ende einer eineinhalbstündigen Diskussion findet die Gruppe ein ernsthaftes Plädoyer für humorvolle Stigmatisierung nur noch witzig. Die sprachlichen Normen, die ohnehin umstritten sind, erscheinen lächerlich, wenn Gisela die armen Tiere bedauert und Elli sich gegen Kaninchendiskriminierung ausspricht. In 4.2.4.3.2 hatte ich gezeigt, dass Heiterkeit ein Ausdruck davon sein kann, dass die antirassistisch Engagierten vorübergehend ihre normative Orientierung außer Kraft setzen. Das ist auch hier der Fall. Während Elli und Gisela hohe normative Ansprüche abwehren, verwischen sie wesentliche Unterschiede zwischen zwei verschiedenen Arten von Scherzhaftigkeit. „Als Hase fahren“ bietet beiden Seiten, den Stigmatisierenden ebenso wie den Stigmatisierten, Identifikationsmöglichkeiten. In „Kaninchendiskriminierung“ ist hingegen eine Analogie enthalten, die (a) die Spezifik von Rassismus, der sich symbolisch gegen *Menschen* richtet, leugnet, (b) die Diskriminierten mitleidsvoll als „arm“ bezeichnet und dabei (c) die Ernsthaftigkeit des antidiskriminierenden Anliegens erkennt. Ähnlich wie der Spaß an den RassistInnenrollen hat dieses Vergnügen zur Voraussetzung, dass niemand in



der Gruppe ernstlich Anstoß an rassistischer Farbsymbolik nimmt.

Inge kann sich dem allgemeinen Vergnügen denn auch nicht anschließen und plädiert erneut dafür, diskriminierende Begriffe nicht zu verwenden – diesmal mit Verweis auf den deutschen Faschismus und die USA.

Inge: Aber es hat für mich trotzdem noch eher 'n anders lustigen Anschein als es den bei uns hat. [...] Und ich finde, wenn wir so oberflächlich mit diesen Wörtern umgehen, diskriminieren und beleidigen wir andere Menschen, und sicher wird es uns nicht gelingen, in jedem Fall so zu sprechen, dass es einen anderen nicht beleidigt. [...] Aber jeden Tag darüber nachzudenken und bewusst zu versuchen, all das was ich WEISS, was andere beleidigt, nicht zu benutzen. Und je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr Wörter benutze ich NICHT, von denen ich weiß, dass sie andere diskriminieren. Und das Wort ‚Neger‘, das muss ich einfach jetzt noch sagen: Es IST für mich beleidigend, genauso wie ich bestimmte Wörter, die im Deutschen in der Zeit des Faschismus benutzt wurden und die von mir aus erst in der Zeit des Faschismus eine negative Bedeutung erlangt haben und vorher vielleicht normale Wörter waren, aber diese Wörter benutz ich einfach nicht. Ich benutze sie nicht, weil mehrere Jahrzehnte auf der Welt was passiert ist, und weil diese Wörter IMMER daran erinnern. Und genauso ist für mich das Wort ‚Neger‘. ‚Nigger‘ ist in Amerika ein Schimpfwort, ein übles Schimpfwort, und deshalb kann ich nicht verstehen, dass ich hier jemanden so bezeichne, auch wenn jetzt fünf andere Deutsche sagen: ‚Ja, ich hab das nicht gewusst‘ oder: ‚Das ist mir egal, was das in Amerika ist.‘ Aber für DIESEN Menschen ist das nicht egal, der so bezeichnet wird (P25: 2137).

Inge setzt dem Nachlassen der antirassistischen Selbstkontrolle einen Appell an die persönliche Moral entgegen. Durch den expliziten Bezug auf den Nationalsozialismus verleiht sie ihrem Anspruch moralisches Gewicht. Das wird auch in dem Bild, das sie verwendet, deutlich: Die fünf Deutschen erscheinen als klassische Mitläufer, die sich auf ihr Nichtwissen berufen, oder denen alles, was sie nicht unmittelbar betrifft, egal ist. Dieser Einstellung will Inge die Würde des Menschen gegenüberstellen. Die Gleichgültigkeit gegenüber Diskriminierung, die aus einigen der vorausgegangenen Diskussionsbeiträge sprach, kann sie nicht akzeptieren.

Bezug zum  
deutschen  
Faschismus

Eine solche Verschärfung normativer Ansprüche ruft Widerspruch hervor. Doris stellt in Frage, dass sich die Betroffenen immer von „Neger“ angegriffen fühlen (P25: 2161ff). Marei hält fest, dass der Bezug zu Wörtern ein persönlicher sei. Dann will sie eine neue Proposition einführen, bei der sie jedoch sofort unterbrochen wird:

Marei: / Ich denke, jeder hat so ein paar Wörter, (die er positioniert), aber ich denke, das ist sehr persönlich, und das ist für jede(n) anders, und ich hab doch etwas dagegen, dass man Wörter, die eigentlich – Ein Jude ist ein Jude. Ein Katholike ist ein Katholike. Ein Neger ist ein Neger./ Und ich hab einfach was dagegen...

Inge: [energisch] / [(): hmm] Aber ein Neger ist doch keine Nationalität // entschuldige mal bitte und keine Religion.

():// nee [ab hier reden immer zwei unverständlich parallel, A.W.]

Rita: (Ein Jude das ist auch so ne) Sache.

Marei: (Ein Jude) ist auch keine Nationalität.

():// [parallel] ja eben wenn die immer dauernd (.....)

Inge: Sondern?

Marei: is ne Religion.

Inge: 'n Jude und 'n Christ is ne Religion (P25: 2172ff).

Noch bevor Marei ihre Proposition ausführen kann, erläutert sie sie an Beispielen: „Ein Jude ist ein Jude. Ein Katholik ist ein Katholik. Ein Neger ist ein Neger“. Sie wird sofort von mehreren unterbrochen, die nebeneinander her sprechen, sich dann aber relativ schnell darauf einigen, dass die umstrittene Kategorie „Neger“ in diesen Zusammenhang nicht passe, weil es sich nicht um eine Religion handele.

Tabubruch

Marei wird häufig unterbrochen, allerdings selten so schnell und von mehreren gleichzeitig. Auch ist nicht ganz einleuchtend, warum ein einfacher Einordnungsfehler soviel Engagement in der Gruppe hervorrufen sollte. Ich vermute, dass Mareis Äußerung „Ein Jude ist ein Jude“ Tabus bricht<sup>94</sup> und die Gruppe deshalb so deutlich reagiert. Im Singular erinnert „ein Jude“ an NS-Formulierungen mit „Der Jude“. Es ist nicht geraten, diese Formulierung zu gebrauchen, v.a. wenn dann noch Behauptungen darüber angestellt werden, wie ein Jude „ist“. Dadurch, dass Marei „Juden“ in einem Atemzug mit „Negern“ nennt, stellt sie Rassismus gegenüber Schwarzen in einen Zusammenhang mit Antisemitismus und damit auch mit dem Nationalsozialismus. Auch dies ist in Deutschland unüblich: Zum einen geht die Konvention dahin, den nationalsozialistischen Rassismus als mit der Stunde Null beendet zu betrachten, was sich an der begrifflichen Differenzierung „Ausländerfeindlichkeit“ zeigt. Zum anderen sind Vergleiche der Shoa mit anderen kollektiven Verbrechen unerwünscht, weil sie häufig dazu dienen, die nationalsozialistischen Genozide zu verharmlosen.

Reproduktion  
von Essen-  
zialismen

Im Versuch, den Tabubruch zu neutralisieren, widersprechen die anderen Gruppenmitglieder Marei nicht direkt, sondern sie unterbrechen sie und schlagen neue – essenzialistische – Schablonen vor. Zum Beispiel wendet sich Inge nicht gegen die in Mareis Äußerung enthaltenen Homogenisierungen, sondern gegen die falsche Einordnung von „Neger“ unter Nationalität (Jude) und Religion (Katholik). Dann einigt sich die Gruppe darauf, dass „ein Jude“ keine Nationalität, sondern eine Religion sei. Damit stellt sie die übliche Trennung zwischen „Rassismus gegen Schwarze“ und „Antisemitismus“ wieder her. Dass viele JüdInnen unabhängig von ihrer Religiosität erst durch antisemitische Konstruktionen zu „Juden“ gemacht werden, kommt in der neuen Rahmung des Problems nicht vor.

Nun setzt Marei ihre unterbrochene Proposition fort, wobei sie diesmal als Beispiele für Begriffe mit möglicher negativer Bedeutung Katholik und Deutscher wählt. „Juden“ und damit das Thema Nationalsozialismus verschwinden vorübergehend aus dem Diskurs der Gruppe, werden aber nach einer Weile von Sigrid erneut eingeführt.

94 Marei ist MigrantIn und kommt aus einem während des Nationalsozialismus von Deutschland besetzten Land. Wahrscheinlich hat sie nicht Teil an diesen Tabus. Aus ihren sonstigen Äußerungen geht hervor, dass sie „deutscher Überempfindlichkeit“ skeptisch gegenübersteht und die Tabus möglicherweise bewusst bricht, um zu einer offenen Auseinandersetzung anzuregen.

Sigrid: // Aber an der Stelle möchte ich jetzt doch noch mal bemerken, dass das auch damit zusammenhängt, dass wir Deutsche sind, [Me: ja hm] und dass wir ne ganz bestimmte Geschichte haben, und dass wir deshalb also die Geschichte von [Herkunftsland Marei] is 'ne andere. [Zustimmung von Marei und Gisela] Da gab's auch Rassismus und das war 'ne Kolonialmacht und alles. Aber letztlich sind wir als Deutsche, auch wenn das mit ,m Faschismus schon – also jedenfalls [die] Zeit des Nationalsozialismus bis fünfundvierzig ist vorbei. Das ist vorbei. [Inge: der Faschismus noch nicht.] Es gibt's ja immer weiter. Nee, der lebt weiter. Aber trotzdem haben wir da als Deutsche 'ne besondre – also ich kann jetzt nur von mir sprechen, ich bin da geprägt und bin an der Stelle vielleicht auch sogar übersensibel. Also, ich find den Begriff ‚Neger‘ auch nicht gut und gebrauch den auch nicht, aber trotzdem denk ich, dass wir, gerade als Deutsche, zwar einerseits verpflichtet sind, da besonders aufmerksam zu sein, aber wenn das andern Völkern oder Menschen ausm andern Land, die eben diese Geschichte nicht haben, nicht so geht, dann dürfen wir als Deutsche jetzt auch nicht immer so mit dem erhobenen Zeigefinger da stehen und sagen: ‚Ihr dürft das aber nicht machen.‘ Also dann sollten wir erst mal bei uns anfangen, würd ich sagen (P25: 2236ff).

Die Umwege und Entschuldigungen, die Sigrid braucht, um auf den Punkt zu kommen, vermitteln ein Gefühl dafür, wie belastet das Thema ist. Sie versucht, die historischen Fakten korrekt zu benennen. Dann etabliert sie Distanz zum Nationalsozialismus. Sie beugt möglichen Einwänden vor, indem sie sich selbst der Übersensibilität bezichtigt, und sie achtet auf die Begriffe, die sie wählt (z.B. korrigiert sie „Völker“ durch „Menschen aus anderen Ländern“). Letztendlich geht ihr eigentliches Anliegen in diesen Vorbereitungen unter. Auf die allgemeine These am Anfang, dass „das“ damit zusammenhängt, dass wir Deutsche sind, folgen drei in sich ambivalente Propositionen, bevor sie auf ihre eigentliche Aussage zu sprechen kommt, die in sich wieder abwägend gestaltet ist: Zwar seien wir als Deutsche zu besonderer Aufmerksamkeit verpflichtet, aber wir sollten auch nicht auf Menschen aus Ländern mit einer anderen Geschichte mit dem erhobenen Zeigefinger zeigen, sondern erst bei uns selbst anfangen. Bei der Betrachtung der nachfolgenden Diskussion wird deutlich, dass die Gruppe ihr Anliegen nur teilweise verstanden hat.

Belastetheit  
des Themas

In der Sequenz „Wörter“ versuchen Inge und Sigrid, die historische und kollektive Dimension des Problems Rassismus auch in ihren mikrosozialen Transaktionen zu berücksichtigen. Nachdem Inges Erzählung über positive Alternativen in anderen Ländern von der Gruppe abgebugelt wurde, verleiht sie ihrer Überzeugung durch den Verweis auf die historische Verantwortung Deutschlands Gewicht. Da in der Gruppe im Prinzip anerkannt ist, dass man über den deutschen Faschismus nicht einfach hinweggehen kann, ist der Verweis auf die Verantwortung Deutschlands ein gutes Beispiel für ihr Anliegen. Zugleich rührt sie an ein hochtabuisiertes Thema – die symbolische Verantwortung für Völkermorde – und sie verleiht ihrem Argument ein moralisches Gewicht, das massive Normalisierungsbemühungen in der Gruppe hervorruft. So gelingt es den beiden kaum, die Mehrheitsmeinung in der Gruppe zu durchbrechen, und die Diskussion oszilliert immer wieder zwischen hohen Ansprüchen und deren Abwiegung.

Schwanken  
zwischen An-  
spruch  
und Nor-  
malisierung

Das Bemühen um Normalisierung wirkt auf die Diskussion insgesamt entdifferenzierend und ermuntert zur Reproduktion rassismusrelevanter Diskurse. Zum Beispiel hat Sigrid gespürt, dass Marei in der Diskussion einen schweren

Rassismus-  
relevantes in  
Sigrids Re-  
debeitrag

Stand hat. Außerdem ist ihr wohl aufgefallen, dass die Auseinandersetzung mit Mareis provokanten Thesen die Gruppe daran hindert, vor der eigenen Tür zu kehren. Indem sie diese berechtigten Bedenken mit der „Zurückhaltungsregel“ begründet, die die Überlebenden der Völkermorde vor antisemitischen Äußerungen schützen soll, wirft Sigrid aber Äpfel und Birnen in einen Topf. Marei ist kein schutzbedürftiges Opfer, sondern als Person der Kontroverse durchaus gewachsen. Außerdem ist sie weiß, EU-Bürgerin und kommt aus einem rassistisch strukturierten Land, das eine Kolonialmacht war. Was ihre objektive Position im sozialen Raum angeht, wurde Mareis Herkunftsland zwar im zweiten Weltkrieg von Deutschland überfallen. In Bezug auf das Thema „Rassismus“ gibt es aber keinen Grund, Marei zu schonen oder gar als „Opfer Deutschlands“ zu konstruieren. Im Versuch, normative Ansprüche, die sich auf die eigene Gruppe richten, abzuwehren, wird einerseits gezeigt, dass die Defizite der Gruppe im Vergleich zu anderen nicht besonders gravierend erscheinen. Andererseits erklären sich die rassistisch Dominanten selbst zu Opfern.

#### Normalisierung

Entlastung  
Deutsch-  
lands

Durch Sigrids Redebeitrag hat sich der normative Druck so sehr erhöht, dass die beiden Nachrednerinnen das Bedürfnis haben, ihre vorherigen Äußerungen zu ergänzen oder zu relativieren. Marei hält fest, dass sie auch nie „Neger“ sagen würde (P25: 2267f). Inge setzt mehrmals an, bis sie zum Zug kommt.

Inge: Ich wollte nur sagen, dass ich glaube, dass das überhaupt nichts typisches Deutsches ist. Ich hab nur das Beispiel vom Faschismus angefügt, weil ich sagen wollte, dass ich in meiner Muttersprache bestimmte Wörter nicht benutze, die aus dieser Zeit belastet sind. Ich halte das für überhaupt kein typisches deutsches Problem (P25: 2289ff).

Inge hat also Sigrids Hinweis auf die historische Einbettung von sprachlichen Sensibilitäten so verstanden, dass nur Deutschland solche abwertenden Begriffe kenne. Schon der einfache Verweis auf den deutschen Faschismus ruft bei ihr den Eindruck hervor, Deutschland solle als besonders schlecht dargestellt werden. Das kann Inge nicht stehen lassen, so dass sie nun genau das tut, wovor Sigrid warnen wollte. Sie wendet ihren Zeigefinger ausführlich auf andere Länder an.

Inge: In Bulgarien [...], in Jugoslawien oder in ähnlichen Ländern [...] gibt es ein ganz typisches Schimpfwort und das heißt ‚ziganska rabota‘ und das heißt ‚Zigeunerarbeit‘. Alle schmutzige Arbeit, die ich nicht machen will, ist eine ziganska rabota. Und das ist ein GENAUO rassistisch geprägtes Wort, was die Leute ÜBERHAUPT nicht so empfinden. Wenn ich das also einem Bulgaren sage, was er jetzt gerade geäußert hat, dann guckt der mich fassungslos an und sagt, da ist bei ihm überhaupt rassistisch nichts abgelaufen im Kopf bewusst. Und es ist FÜRCHTERlich rassistisch. Und ich bin ganz fest davon überzeugt: In jeder Sprache kann ich dir Beispiele nennen [...], die so fürchterlich diskriminierend sind (P25: 2295ff).

Inges Versuch, Deutschland von imaginierten Vorwürfen zu entlasten, wirkt sich so aus, dass die Fehler anderer Länder aufgezählt werden, und dass alle Länder als gleich erscheinen. Daraufhin stellt Marei klar, dass niemand be-

hauptet hat, nur Deutschland kenne rassistische Begriffe. Allerdings sei „diese Empfindlichkeit für solche rassistischen Wörter typisch deutsch“ (P25: 2316f).

Auch gegen diese These verwehrt sich Inge. Sie betont, dass „ein Rom, ein Zigeuner, der dieses Wort hört, genauso empfinden [wird], wie ein Neger, der das Wort ‚Neger‘ hört“ (P25: 2320ff). Jetzt wird deutlich, dass Inge v.a. deshalb mit anderen Ländern vergleicht, weil sie zeigen will, dass alle Menschen überall diskriminieren und unter Diskriminierung leiden. Sigrids und Mareis Versuch, die deutsche Geschichte und ihre Folgen zu benennen, geht an ihrem Anliegen vorbei.

Direkt im Anschluss an Inges Äußerung versucht Udo erneut, das Missverständnis aufzuklären. Er übernimmt das Beispiel von Inge, stellt aber diesmal den Zigeuner als Diskriminierenden dar.

Udo: Ja, nee, darum geht's doch nicht. Es geht doch darum, dass vielleicht dann 'n Zigeuner wieder Wörter gebraucht, auch unbewusst gebraucht, wo sich jemand anders angegriffen [Gisela: Na sicher] fühlt, und den juckt das auch nicht, also denjenigen, der das Wort benutzt.

Gisela: Und dass wir drüber nachdenken.

Udo: Ja eben.

Inge: Das ist ja schlimm. Dann muss er genauso drüber nachdenken.

Gisela: Ja, ich denke, wir sollten alle darüber nachdenken (P25: 2328).

Während Sigrid versucht hatte, historische Besonderheiten und die strukturelle Ungleichheit zwischen der Mehrheit der Gruppe und Marei als Migrantin zu erfassen, wechselt die Diskussion nun beliebig zwischen Dominanten und Dominierten. Die Gruppe ist sich wieder einig: Alle diskriminieren, und alle sollten darüber nachdenken. Udo setzt noch einmal nach: Er legt Sigrid in den Mund, dass man allen selbst überlassen muss, ob sie etwas als schlimm empfinden. Damit kehrt er zu Doris These zurück, dass man am betroffenen Individuum ansetzen müsse, wenn man entscheiden wolle, ob ein Begriff diskriminierend sei.

Das einfache Erwähnen der besonderen Rolle Deutschlands genügt, um eine übermächtige Täteridentifikation wach zu rufen, die dann sofort wieder Normalisierungsbemühungen zum Opfer fällt. Diese Abwehr einer symbolischen Identifikation mit rassistischer Täterschaft wird durch die Nivellierung von Unterschieden erreicht, so dass sich Opfer und Täter ähnlicher werden. Begriffe, die in einem spezifischen historischen Kontext kollektiv ausgrenzen, erscheinen dann als individuelle Kränkungserfahrungen und können so als allgemein menschliche Unzulänglichkeit normalisiert werden. Trotz der erheblichen Unterschiede ist Inges und Udos Redebeiträgen gemeinsam, dass sie entdifferenzierend wirken. Durch die Normalisierung des Problems entschärft die Gruppe den normativen Druck, den die Appelle an die individuelle – und besondere – Verantwortung ausgelöst haben.

Entlastung  
der Domi-  
nanten

Abwehr der  
historischen  
Besonderheit

Zum Opfer werden

Eine weitere Methode, normativen Druck abzumildern, ist sowohl im Verhält-

nis zu Rassismus als auch in der Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Völkermorden zu beobachten. In der Sequenz „Wörter“ deutet sie sich dadurch an, dass der Rom, der von diskriminierenden Begriffen angegriffen wird, unversehens selbst als rassistisch phantasiert wurde. Meist zielt die Entlastung von normativen Ansprüchen jedoch in die andere Richtung: Die Dominanten identifizieren sich mit den Opfern bzw. setzen negative Erfahrungen, die sie selbst gemacht haben, mit kollektiver rassistischer Gewalt gleich.

Zum Beispiel dienten die Reflexionstage der Selbstreflexion und die meisten Gruppen schlossen sich diesem Anliegen an. Dennoch tendierten sie in den Diskussionen und bei Entscheidungen, die nicht explizit getroffen wurden, dazu, die eigene Betroffenheit von einer Vielzahl unterschiedlichster Übergriffe herauszustreichen. In der stadtpolitischen Gruppe verweist Gisela einmal darauf, dass „vor allen Dingen für uns Frauen“ die Situation nicht so eindeutig sei, weil „wir werden ständig [...] selbst diskriminiert. Das ist also immer präsent“ (P25: 405f). Rassendiskriminierung und Frauendiskriminierung ähnelten sich. Dann kommt sie darauf zu sprechen, dass „was einem hier in Europa nicht so stark passiert: IN Afrika ist das mehr ein Thema oder in andern Kontinenten oder so, dass man als Europäer oder Europäerin auch diskriminiert wird. [...] Aber das ist vielleicht hier nicht so. Aber hier ist halt eben Frauendiskriminierung und Rassen- sehr eng miteinander [verknüpft, A.W.]“ (P25: 431ff). Die Identifikation mit den Opfern verschleierte die Zugehörigkeit der Sprecherin zur privilegierten Gruppe. Dadurch, dass Gisela von Machtasymmetrien absieht, kann sie verschiedene Kontexte so weitgehend gleichsetzen, dass Diskriminierungen (überwiegend wohl eher Ressentiments) gegenüber den nach wie vor privilegierten ehemaligen Kolonialherren in Afrika als vergleichbar mit Rassismus gegenüber schwarzen Flüchtlingen in Deutschland erscheinen.<sup>95</sup> Nun wäre es eher erstaunlich, wenn sich irgendeine Gruppe freiwillig mit etwas auseinandersetzen würde, das unangenehm ist und eventuell zu Selbstkritik oder gar Beschämung führen könnte. Einige Teilnehmende benennen ihre Sorge, sich vor ihren KollegInnen zu blamieren (u.a. Udo P28: 1608ff). Auffallend ist jedoch die Diskrepanz zwischen der starken normativen Orientierung, also dem erklärten Wunsch nach Selbstreflexion,<sup>96</sup> und der Neigung vieler, sich selbst als Opfer zu sehen.

Beispiel zur  
Auseinander-  
setzung  
mit dem  
Nationalso-  
zialismus

Auch hier verschärft sich das allgemeine Problem durch die Auseinandersetzung mit den deutschen Völkermorden. In der Trainergruppe hatte Jon betont, dass er bei Sprüchen gegen Schwule nicht immer einschreite. In der Diskussion darüber, ob sich ein Pädagoge immer für Minderheiten einsetzen sollte, zog Karsten den Vergleich mit „den Juden“ (P33: 1767ff), rückte also Jons Weghören beim homosexistischen Spruch eines Jugendlichen in die Nähe des

<sup>95</sup> Man beachte, dass Gisela von „EuropäerInnen“ und nicht von Weißen spricht, wodurch die Konflikte in Afrika als Konflikte zwischen Kontinenten, aber nicht als koloniale Konflikte zwischen *weißen* EuropäerInnen und rassistisch konstruierten Gruppen erscheinen.

<sup>96</sup> Zum Beispiel wurde in der Feedbackrunde am Ende des Reflexionstags bedauert, dass die stadtpolitische Gruppe nicht dazu kam, sich selbst zu reflektieren.

Wegschauens beim Völkermord. Zu diesem Zeitpunkt geht niemand auf Karstens polemischen Vergleich ein. Vermutlich empfindet er selbst das Bedürfnis, sich zu erklären, denn er kommt später noch einmal auf das Thema zurück. Er erklärt, dass alle Menschen in irgendeiner Hinsicht in der Minderheit seien, und dass das Veranlassung genug sein sollte, Diskriminierung als „Verletzung [...] auf 'ner anderen Ebene“ (P33: 2299) zu empfinden. Zwischen Jons Haltung und seiner bestehe nur ein gradueller Unterschied, denn:

Karsten: Das ist doch auch unsere Geschichte, was mit den Juden passiert ist in Deutschland ist doch auch 'ne Verletzung, die [in] unserer Generation FORTwirkt. Und das ist doch auch n Motiv für... /

Jon: / Ja, wenn du das annimmst. Also muss ja nicht [Karsten: doch] Es gibt Leute, junge Leute [die sagen: A.W.] ‚Das trifft mich gar nich.‘ [Karsten: ja] Und es is in Ordnung für MICH ja.

Karsten: Gut also // ich, o.k. ich kann dazu nich den Mund ne. //

Jon: // Ich muss ja nich für alles (verteidigen) // sozusagen / aber...

Karsten: / Nein, aber ich will meinen Mund nich halten dazu.

Jon: Nö, [das] muss nich sein. Es gibt Dinge, wo ich meinen Mund aufmache. Es gibt Dinge, wo ich meinen Mund einfach. Es ist für mich nich wichtig (P33: 2318ff).

Karsten formuliert „was mit den Juden passiert ist“ passivisch und umschreibt es euphemistisch. Das sei „auch 'ne Verletzung die [in] unserer Generation FORTwirkt“, d.h. auch hier nennt Karsten wieder höchst verschiedene Verletzungen, nämlich den Völkermord an den Juden und die sekundäre Verletztheit der Täterkinder in einem Atemzug. Auf der Grundlage dieser etwas erzwungenen Konstruktion von gemeinsamer Verletzung lässt sich dann eine absolute Anforderung an alle ableiten, im eigenen Interesse „den Mund nicht zu halten“. Dieser Anspruch wird zuerst unbedingt formuliert: Karsten *kann* den Mund nicht halten. Angesichts von Jons Insistieren auf der freien Entscheidung relativiert Karsten seine Aussage dann doch noch und stellt fest, dass er den Mund nicht halten *will*.

Moralisch  
polarisierte  
Haltung

Jon hält diesem zugespitzten moralischen Anspruch entgegen, dass es junge Leute gäbe, die das gar nicht träfe, und dass er das in Ordnung fände. Er müsse nicht alles verteidigen. Es gäbe Dinge, bei denen er seinen Mund aufmache. Den gegenteiligen Satz spricht er allerdings lieber nicht zu Ende aus. Trotz Karstens absolutem moralischem Verdikt – dem Vergleich mit dem Völkermord – hält Jon an seiner liberalen Haltung fest: Er will sich in seinem Alltag – und bei einer deutlich anderen Art von Diskriminierung – von Mal zu Mal entscheiden, ob er interveniert.

Indivi-  
dualistisch  
liberale  
Haltung

## Fazit

Ein Vergleich von Karstens Haltung mit der von Inge macht deutlich, dass der Bezug zum deutschen Faschismus dafür genutzt werden kann, kollektive Werte und eine bedingungslose Solidarität mit den Dominierten zu etablieren. Für Karsten ist ein „dummer Spruch“ ebenso wenig hinnehmbar wie für Inge die Kränkung eines Menschen. Auch in der feministischen Gruppe erleichtert die

Gleichsetzung von Rassismus und Sexismus die Bündnisbildung zwischen den rassistisch dominanten und dominierten Mitgliedern der Gruppe. Andererseits wenden sich die hohen normativen Ansprüche gegen die antirassistisch Engagierten selbst. Als Sigrid ausbuchstabiert, dass die deutsche Geschichte auch Verantwortung mit sich bringt, ist Inge die Erste, die das als ungerechtfertigte Anschuldigung interpretiert. Deshalb neigen die antirassistisch Engagierten dazu, die eigenen Ansprüche, nachdem sie sie aufgestellt haben, wieder zu nivellieren. Sie verwischen alle Unterschiede zwischen objektiv Dominanten und Dominierten und phantasieren sich selbst als Opfer.

Diese „Doppelmoral der Herrschenden“ hat eine objektive Grundlage: Während es in der Logik moralisch-kultureller Distinktion liegt, die Maßstäbe zuzuspitzen und die Ansprüche hochzuschrauben, kann kaum erwartet werden, dass die Dominanten gegenüber sich selbst genauso streng verfahren wie gegenüber anderen. Sie müssen dann jedoch erhebliche Energien darauf verwenden, die Position der doppelt kulturell Überlegenen aufrecht zu erhalten und Vorkehrungen dagegen zu treffen, dass der hohe Anspruch, den sie etabliert haben, nicht unversehens auf sie selbst angewandt wird. Wenn die moralische Empörung unterschiedslos alles trifft, muss auch der Hang zur Selbstentlastung überhand nehmen.

### 6.3 Individualisierter Habitus

Objektive  
Individuali-  
sierung

Die Beck'sche Individualisierungsthese beschreibt aus der Vogelperspektive, dass sich die Chancen und Risiken, denen das Individuum ausgesetzt ist, pluralisiert haben, dass die Individuen aber nicht nur freigesetzt werden und traditionale Sicherheiten verlieren, sondern in neue „institutionenabhängige Kontrollstruktur[en]“ (Beck 1986: 210) eingebunden sind.

„Die freigesetzten Individuen werden arbeitsmarktabhängig und *deshalb* bildungsabhängig, konsumabhängig, abhängig von sozialrechtlichen Regelungen und Versorgungen, von Verkehrsplanungen, Konsumangeboten, Möglichkeiten und Moden in der medizinischen, psychologischen und pädagogischen Beratung und Betreuung“ (Beck 1986: 210).

Der zweite Teil der These wird in seiner euphorischen Rezeption meist unterschlagen. Das auch deshalb, weil sich Becks Betrachtung objektiver Lebenslagen fast selbstläufig in die Selbstwahrnehmung von individualisierten Milieus übersetzt. Da in diesen kollektive Abhängigkeiten als individuelles Versagen wahrgenommen werden, erscheint die Freisetzungsdimension für die Subjekte als zentrales Moment von Individualisierung.

Individualisierung als  
klassenspezifisches  
Deutungsmuster

Wie Beck selbst betont, muss die objektive Lebenslage jedoch vom subjektiven Bewusstsein und der Identität unterschieden werden (1986: 207). Wenn Menschen sich und die Welt als individualisiert ansehen, wenn z.B. ihre soziale Lage mit ihren individuellen Verdiensten erklären, sollte man das nicht unhinterfragt als korrekte Beschreibung ihrer objektiven Lebenslage übernehmen. Vielmehr handelt es sich um klassenspezifische „Deutungsmuster so-



zialer Realität, die ihrerseits subjektive Anschauungen generieren, selbst aber das Produkt objektiver Klassenlagen sind“ (Eder 1990: 196). Dabei sind individualisierte Deutungsmuster weniger verbreitet als objektive Individualisierungsprozesse. Sie beschränken sich auf die Klassenfraktionen oder Milieus, deren objektiver Position im sozialen Raum sie entgegen kommen (vgl. Koppetsch und Burkart 1999). Am Thema „Soziale Ungleichheit“ wird die Klassenspezifität individualistischer Deutungsmuster der sozialen Welt besonders offensichtlich. Vor allem die herrschenden Klassen stehen vor dem Problem,

„die diesem Ideal der Gleichheit nicht entsprechende Realität zu erklären. Es entstehen (...) Theorien sozialer Ungleichheit, die diese Abweichungen ‚erklären‘. Die Deutungsmuster sozialer Ungleichheit variieren mit den objektiven Bedingungen, von denen aus soziale Klassen ihre eigene Position und die der jeweils anderen sehen“ (Eder 1990: 196f).

Individualisierende Erklärungen für soziale Ungleichheit kommen der Leistungsorientierung der gebildeten Mittelschicht entgegen.

Dann gelten soziale Konflikte als Ergebnis individuellen Versagens. So wird in der US-amerikanischen Gruppendominanztheorie immer wieder darauf verwiesen, dass individualistische Werte Dominanz dadurch stützen, dass sie die Folgen struktureller Ungleichheit ignorieren.

Individualisierung legitimiert Dominanz

„Whites' longstanding individualistic ideology asserts that all people of whatever color have equal opportunity, and that it is up to the individual to work hard enough to succeed. This ideology disadvantages blacks because they, by reason of their color, do, in fact, have less real opportunity and cannot be expected, as individuals, to succeed as well as whites“ (Sears 1988: 67).

Die mehrfach beschriebenen Defizitansätze sind z.B. ein Versuch, die Auswirkungen struktureller Ungleichheit dem individuellen Versagen der Betroffenen zuzurechnen.

Auch die Theorien, in denen die gebildete Mittelschicht erklärt, warum es Rassismen gibt, obwohl diese allgemein anerkannten Gleichheitsdiskursen widersprechen, geben Aufschluss über die objektive Position dieser Klasse im sozialen Raum. So wird Rassismus mit den Entwicklungsdefiziten bestimmter „rückständiger“ Personen(-gruppen) erklärt oder die Gruppen sind grundsätzlich im Zweifel, ob sie für allgemein geteilte Werte eintreten können und sollten (6.3.1.2).

Individualisierte Theorien

Außerdem werden in individualistischer Perspektive Lösungsvorschläge attraktiv, die persönliche Kontakte und Veränderung betonen (6.3.2.1). Demgegenüber können sich strukturbezogene Antworten auf sozialstrukturelle Problemlagen, wie z.B. Quotierungen, in den untersuchten Gruppen kaum durchsetzen. Dies wäre nicht weiter erstaunlich, wenn eine solche Einseitigkeit nicht immer wieder erhebliche Probleme für die Handlungspraxis der Gruppen aufwerfen würde. Im Folgenden werde ich die individualisierten Theorien und Lösungen, die die Gruppen entwickeln, nicht nur beschreiben, sondern vor allem zeigen, dass diese auch dann aufrecht erhalten werden, wenn die Gruppe selbst sie als unzulänglich empfindet.

Individualisierte Lösungen

Unterschiede  
zwischen den  
Gruppen und  
Vorschau

Auch wenn es sich beim normativ individualistischen Habitus um ein klassenspezifisches Deutungsmuster sozialer Ungleichheit handelt, sind in der Art, wie er sich in den von mir beobachteten Gruppen ausprägt, unterschiedliche Tendenzen zu beobachten. Schon in den Themen, die sich die Gruppen für den Reflexionstag aussuchen (vgl. Anhang), schlägt sich nieder, welchem Flügel der antirassistischen Bewegung sie angehören. Die bürgerlich-humanistischen Gruppen befassen sich zumindest in ihrer offiziellen Themenstellung damit, wie sie mit Diskriminierung (Stadtpolitische Gruppe) und Voreingenommenheit (FlüchtlingssozialarbeiterInnen) pädagogisch (Trainergruppe) umgehen können. Die feministische Gruppe versucht, überhaupt erst eine Position im Gewirr widersprüchlicher identitätspolitischer Anliegen zu finden, und die linksradikale Gruppe konzentriert sich auf die strukturelle Frage, warum in ihrer Organisation MigrantInnen unterrepräsentiert sind. Damit ist ein jeweils unterschiedliches Verhältnis zum normativ individualisierenden Habitus umrissen. In den bürgerlich-humanistischen Gruppen finden wir ihn ungebrochen vor. Die feministische Gruppe versucht, sich gemeinsam mit den rassistisch Dominierten identitätspolitisch zu organisieren, kann aber die Widersprüche dieser Position nicht auflösen und zieht sich daher ebenfalls auf individualisierende Deutungen zurück. Nur die linksradikale Gruppe setzt dem Mittelschichtshabitus einen kritischen Diskurs entgegen und wird damit zum Testfall dafür, inwieweit dieser Diskurs (und die ihm entsprechende politische Praxis) die individualisierenden Momente im Habitus der gebildeten Mittelschicht in Frage stellen kann.

### 6.3.1 Individualisierte Theorien

In diesem Kapitel schließt sich der Kreis zu den sozialpsychologischen Rassismustheorien, die am Beginn dieser Arbeit kritisiert wurden (1.1.2). Wie schon dort erwähnt, gleichen sie rassismusrelevanten Laiendiskursen bis aufs Haar (Wetherell und Potter 1992). Rassismus erscheint einerseits als Problem einer marginalen Minderheit – die nicht zufällig der Belehrung und Erziehung bedarf. Andererseits werden rassistische Vorurteile mit allgemeinen kognitiven Prozessen wie der Kategorienbildung konfundiert, so dass alle Menschen als „ein wenig rassistisch“ gelten. Beide Überlegungen sind in den hier untersuchten Gruppen weit verbreitet.

#### 6.3.1.1 Rassismus als Entwicklungsdefizit

Rassismus  
als Bildungs-  
mangel

Die feministische Gruppe beschäftigt sich intensiv mit der Frage, wie so viele Menschen rassistischem Gedankengut anhängen können. Dabei werden rassistische Handlungen mit Mängeln im Wissen oder der Persönlichkeitsentwick-

lung erklärt. Anne betont z.B., dass die naiven Nachfragen ihrer SchülerInnen auch Ausdruck dessen sind, dass sie

Anne: sachlich, aufm Bildungsweg von mir was erfahren [wollen, A.W.]. Also ich möchte ihnen nicht immer GLEICH unterstellen, sie sind böse und antisemitisch [Lacht]. [...]Da ist... / Zeynep: / Unwissenheit.

Anne: Unwissenheit, Naivität, mangelnde Bildung. Und [die] Schulbildung IST da sehr mangelhaft.[...]

Sonja: / Selbst aufm Gymnasium (P36: 707ff).

Sonja stellt fest, dass die Ausbildung und Bildung bei vielen Menschen „Antisemitismus oder Antijudaismus fördert, also eben nicht aufklärt und [...] Menschen auch nicht selbstbewusst macht und die dann auch nicht die Verantwortung tragen“ (P36: 1192).

Einige andere Gruppenmitglieder betonen demgegenüber, dass es nicht an intellektuellem Wissen mangle, sondern dass eine Kultur der Mitleidlosigkeit Antisemitismus unterstütze: „Dass Menschen das, was sie wissen, dass das keine persönliche Nähe zu ihnen bekommt“ (Erika, P36: 1217). Dorothea verweist auf eine „Kultur und [...] Erziehung von grenzenloser Selbstverachtung und Selbstverleugnung“ (P36: 1237). Distanz und Abwehr seien Projektionen der eigenen Zerrissenheit und des eigenen Selbsthasses.

Kultur der  
Mitleid-  
losigkeit

Das heißt nicht, dass sich die Gruppe in jeder Hinsicht einig ist. Anne wendet sich gegen die Pathologisierung von RassistInnen und verweist darauf, dass es Menschen gebe, die mit sich im Reinen und selbstsicher seien und trotzdem zutiefst antisemitisch (P36: 1254). Selbstfindung habe nichts mit der Frage zu tun, ob jemand zum „willigen Vollstrecker“ geworden sei. Lisa findet Bildungsmängel als Erklärung nicht ausreichend: „Also es gibt die Möglichkeit, sich auseinander zu setzen, und ich kenne det auch von Menschen, die haben keine Wahnsinnsschulbildung oder so. Die haben einfach nur das Herz aufm rechten Fleck. Die spüren wat. Die zucken zusammen an einer Stelle, wo andere ziemlich kühl mit umgehen“ (P36: 1272). Dorothea tut den Schritt vom Individuum zu seinem Umfeld: Sie verdanke einen grossen Teil ihrer Entwicklungsfortschritte dem Einfluss anderer Menschen und nicht sich selbst. Mit diesen Erklärungen könnte die Gruppe durchaus Recht haben. Damit wäre den AntirassistInnen aber kaum geholfen, denn sie werfen erhebliche Probleme auf, wenn man aus ihnen Handlungsoptionen ableiten will.

Gegen-  
argumente

Zeynep: ICH leide unter ihrer Unwissenheit. Wie gehe ich mit dem um? Ich kann Mitleid mit denjenigen haben. [...] Bei dieser Sendung [...], da war ein privilegierter Wissenschaftler: [...] ‚Ein Neger ist ‚ne Kuriosität.‘ hat er gesagt. ‚Zwei Neger sind‘ – sinngemäß – ‚belustigend. Aber DREI, da muss man die Tür schließen.‘ Ich dachte, das ist nicht [...] möglich und er selber kommt auch aus noch aus Amerika, also ist [...] gar nicht Deutscher. [...] Wie kann ein Mann, ein Wissenschaftler, der theoretisch an das gesamte Wissen rankommen kann, der kann alle Bücher lesen, der kann sich informieren, wie kommt er zu diesem Weltbild?

Hilfslosigkeit

Dorothea: Durch Selbstverachtung und Selbsthass.

Zeynep: Ja, wie geh ich damit um? [...] Ich seh diesen Menschen, ich seh sein Weltbild und denke, ich könnte mit dem Mitleid haben, weil einen Menschen, der solche Möglichkeiten hatte und so ein Weltbild hat, den kann ich entweder verachten oder bemitleiden.

Sonja: Und was hilft dir weiter?

Zeynep: Ich kann sagen: ‚Der ist ein Unterniveaumensch.‘ Aber das sind eben viele, ganz viele

(P36: 1296).

Obwohl sie ein Beispiel dafür bringt, dass Bildung rassistische Äußerungen nicht verhindert, hält Zeynep doch daran fest, dass es besonders unverständlich ist, wenn „ein Mann, ein Wissenschaftler“, also jemand mit hohem Status und mit „solchen Möglichkeiten“ sich als „Unterniveaumensch“ entpuppt. Dadurch wird zugleich die Hilflosigkeit deutlich, die das Modell „Rassismus als Entwicklungsdefizit“ hervorruft. Zeynep kann den Wissenschaftler verachten oder bemitleiden. Die RassistInnen bleiben „ganz viele“ und sie leidet weiter unter deren „Unwissenheit“. Zwar könnte sie die Hoffnung hegen, dass sich RassistInnen vielleicht weiterbilden lassen. Wie im ersten Abschnitt dieses Kapitels gezeigt, führt aber gerade die pädagogische Haltung zum Abbruch politischer Auseinandersetzungen. Daher verschafft dieses Modell des Rassismus letztlich nur die wenig tröstliche Genugtuung, sich selbst als entwickelter darzustellen als die Gegenüber, die trotz aller Chancen, die sie hatten, „die eigene Zerrissenheit nach außen projizieren“.

Rassismus als  
Kategorie im  
eigenen Kopf

Außerdem stellen die meisten antirassistisch Engagierten die oben beschriebenen Entwicklungsmängel auch bei sich selbst fest:

Elli: Und was ich für MICH immer so denke: Ich fange auch an, zu sagen: ‚Oh ja, die Rumänen‘ oder: ‚DIE Iraker‘ oder: ‚DIE Araber‘, ja. [Irina: [Die, A.W.] gibt's ja gar nicht.] Und was passiert da eigentlich in meinem Kopf? Weil ich weiß ganz genau, wenn ich dann hingucke ins Detail, stimmt das alles nicht mehr, ja. Und trotzdem kommt mir auch so was in [den] Kopf, wenn ich mich aufrege über irgendwas, ne. Dass ich dann so meinen Frust irgendwo da rein stecke, dass ich sage: ‚Na die sind ja alle so.‘ Um mir selber so 'n Schema zu schaffen. Ja, also [...] das sind auch so die Sachen, wo dann mein Mann sagt: ‚Das sind deine rassistischen Züge.‘ Wo ich bei mir, wenn ich mich hinterfrage, selber weiß, das is Quatsch, was ich da erzähle, aber ich mach das trotzdem (P25: 492ff).

Zunehmende  
Indivi-  
dualisierung

An diesem Statement ist auffällig, dass Elli zuvor durchaus auf gesellschaftliche Problemlagen zu sprechen kam. Sie hatte sich gefragt: „Was is 'n eigentlich Rassismus, wenn's keine Rassen gibt?“ (P25: 459f). Dann spielte sie verschiedene Modelle durch und kam zu dem Schluss, dass es eine „Diskriminierung von Ausländern“ gebe: „Die gibt's auch politisch, gesellschaftlich, und darum macht's das sicherlich auch einfacher, 'n Ausländer [...] zu diskriminieren. Ich denke, [...] vielleicht gibt's 'n Ausländerismus [lachend] [...], was [es] aber eigentlich nicht geben kann, weil's auch den Ausländer nicht gibt. [...] [Ich] krieg das eigentlich gar nicht klar“ (P25: 468ff).

Interna-  
lisierung als  
Antwort auf  
konzeptuelle  
Unklarheit

Sie lehnt die soziale Konstruktion „Ausländer“ oder „Rasse“ ab, und folgert daraus, dass „Ausländerismus“ oder Rassismus keine geeigneten Begriffe für ihr Anliegen seien. Dann verschiebt Elli das Problem, dessen gesellschaftliche Bedeutung sie nicht einordnen kann, in die eigenmächtige Kategorienbildung ihres Kopfes. Um zu erklären, wie dort etwas passieren kann, das sie ablehnt, muss sie zwischen zwei „Ichs“ spalten. Das eine Ich weiß selber: „Das is Quatsch, was ich da erzähle“, und das andere Ich macht „das trotzdem“. Obwohl sie mit einem Teil-Ich Verantwortung für ihr Tun übernimmt, distanziert sich Elli insgesamt von dem, was in ihrem Kopf passiert: Sie erklärt die Kategorienbildung als *Reaktion* auf Aufregung und Frustration, sie gibt ihrem

Mann Recht und akzeptiert Rassismus als Bestandteil ihrer Persönlichkeit.

Nun diskutiert die Gruppe noch eine ganze Reihe von psychologischen Theorien des Rassismus. Während Elli – ohne es zu ahnen – auf die Frustrations-Aggressions-Hypothese von Dollard aus dem Jahre 1939<sup>97</sup> rekurriert war, präsentiert die Psychologiestudentin Nina die Theorie sozialer Kategorisierungen aus den 60ern (Tajfel 1969) (P25: 858ff). Immer wieder kommt die Frage auf, wie man die Einteilungen im Kopf erklären kann:

Rezeption  
psychologischer  
Theorien

Rita: WARUM macht man die Einteilung? Weil, das ist ja irgendwie subjektiv, wozu brauch ich die? Und ich stell mir auch vor, dass sich irgend jemand so denn diese Einteilung geschaffen hat, weil er die für irgendwas brauchte, und das Ergebnis ist irgendwie schrecklich für mich (P25: 751).

Und immer wieder enden die Versuche, soziale Sachverhalte zu benennen, in der Personalisierung: „Irgend jemand“ hat die Einteilung geschaffen und „das Ergebnis ist irgendwie schrecklich“ *für Rita*. Marei gelingt es immerhin, die Urheberschaft dieser Theorien – und damit einen gesellschaftlichen Zusammenhang – beim Namen zu nennen: „Das ist in der ganzen Wissenschaft so. Man macht nichts anderes als definieren, einteilen, Untergruppen bilden“ (P25: 762).

Ich könnte nun meinerseits bei der stadtpolitischen Gruppe Wissensmängel konstatieren. Elli wäre mit einem konstruktivistischen Verständnis von Rassismus vielleicht geholfen. Damit würde ich aber lediglich den in Deutschland aktuellen Forschungsstand zum Thema Rassismus (z.B. Thomas 1994) an dessen RezipientInnen kritisieren und ich hoffe, dass ich dieser Notwendigkeit schon im ersten Kapitel gerecht geworden bin. Für mein Erkenntnisinteresse ist viel wichtiger, *dass* die stadtpolitische Gruppe einen Begriff für nicht individualisierbare Phänomene sucht, dass sie in den Paradigmen, die ihr zugänglich sind, aber an dem Problem scheitert und scheitern *muss*. Als unmittelbare Folge dieses Scheiterns ist zu beobachten, wie sich der Diskussionsgegenstand „Umgang mit Diskriminierung“ in die Frage „Wie werde ich die Kategorien in meinem Kopf los?“ verwandelt. Die Suche nach Handlungsmöglichkeiten endet in kognitiven Umdeutungen des Rassismus, die irgendwann nur noch dem Zweck dienen, die Person, deren Kopf unentwegt rassistische Kategorien reproduziert, zu entlasten.

Sackgassen

Solange die stadtpolitische Gruppe ein sozialstrukturell hervorgebrachtes Phänomen in ihren Köpfen bekämpft, wird ihre Anstrengung größtenteils vergeblich bleiben. Gleich Sisyphos, dem der Stein am steilen Hang immer wieder entgleitet, werden die Subjekte immer wieder Kategorien bilden, solange das objektive Gefälle zwischen ihnen so steil bleibt, dass sie allen Grund zur Kategorienbildung haben. Die strukturelle Basis für die Klassifikationen, die Elli immer wieder stören, wird von der mühevollen Reflexion derselben nur sehr indirekt berührt.

97 Aktuell zugänglich unter Dollard und Dammschneider (1970)

Mangelhafte  
Erkennbar-  
keit von  
Rassismus

Dadurch, dass alle als ein wenig rassistisch erscheinen, wird es für die stadtpolitische Gruppe unmöglich, zwischen der Aufmerksamkeit für ungewöhnliche Merkmale und Rassismus zu unterscheiden. Zum Beispiel diskutieren sie lange darüber, wie Eltern damit umgehen sollten, wenn ein kleines weißes Kind sein Erstaunen darüber äußert, dass ein anderes kleines Kind schwarz ist. Es sei für ein schwarzes Kind belastend, wenn es immer auffalle. Zugleich finden viele, dass sie auf Schwarze unwillkürlich mit erhöhter Aufmerksamkeit reagieren.

Udo: Weil ich denke, dass ich's einfach nicht schaffe, die ganze Welt oder alle Menschen gleich zu sehen oder so. Das ist einfach 'ne Illusion. Sondern ich seh halt bestimmte Gruppen als Gruppen, egal ob ich die jetzt negativ oder positiv bewerte (P25: 1941ff).

Wie die feministische Gruppe im Kapitel 4.1 fragt die stadtpolitische Gruppe zunächst nach der Motivation des weißen Kindes. Doch selbst wenn die möglichen Beweggründe des weißen Kindes zweifelsfrei verurteilt oder als „normal“ befunden werden könnten, würde das wenig über die rassistische Wirkung der erhöhten Aufmerksamkeit auf das schwarze Kind aussagen (Lwanga 1998). Im Verlauf der Diskussion einigt sich die Gruppe darauf, dass das individuelle Empfinden der Betroffenen zumindest ein wichtiges Kriterium dafür sei, ob eine Handlung als rassistisch eingeschätzt werden solle. Aber auch damit ist das Problem noch nicht gelöst: Denn niemand kann genau wissen, was jemand als kränkend empfindet, und jeder Mensch sieht das anders (vgl. P25: 2342). Letztlich normalisiert die Gruppe das Problem: Sie geht davon aus, dass ihre Aufmerksamkeit Ausdruck objektiver Gegebenheiten sei: In der Sequenz „Philharmonie“ wird Mareis Unauffälligkeit damit erklärt, dass sie klein ist. Und es hängt von Sozialisationsfehlern oder persönlichen Präferenzen ab, ob jemand auf Brillenträger, Rothaarige oder Schwarze achtet (P25: 1156ff). Da sie die Spezifik des Rassismus nicht mehr von der Logik der Begriffsbildung unterscheiden kann, steht sie hilflos vor der Frage, wie sich Rassismus von alltäglichen Selbstverständlichkeiten unterscheidet.

Fazit Die Vorurteilsproblematik verschiebt den Aktionsschwerpunkt der stadtpolitischen Gruppe weg von sozialen und gesellschaftlichen Reformen und hin zu einem Ziel, das sie unmöglich erreichen kann: die Auflösung sozialer Kategorien im eigenen Kopf (Wetherell und Potter 1992: 201). Eines realistischen Handlungsziels beraubt, ist die Gruppe machtlos. Die Deutungsmuster, die sie nun entwickelt, tragen zur Stabilisierung von Rassismus bei.

### 6.3.1.2 Individualisierte Moral

Gegen Nor-  
men

Eder unterscheidet verschiedene klassenspezifische Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. In seiner Typologie lässt sich die Haltung der stadtpolitischen Gruppe als Ethos der Leistungsgerechtigkeit ansehen. Wer sich Mühe gibt und sich gebildet hat, wird erkennen, dass rassistische Kategorien falsch sind. Dem steht das individualistische Ethos der unverwechselbaren Identität und der „I-

dee der potenziellen Gleichheit der Menschen“ (Eder 1990: 199) gegenüber. Letzterem hängt die Trainergruppe an, deren Mitglieder sich nicht länger als „moralische Unternehmer“ im Giesen'schen Sinne betätigen wollen.

Ulla: Ich komm ja nun auch aus dieser starren Zielbestimmung von früher. [...] Das heißt, ich setz[t]e das Ziel, sie sollen am Ende alles Antifaschisten sein oder sie sollen Vorurteile abgebaut haben oder wie wir früher die Ziele formuliert haben (P33: 903f).

Heute will die Trainergruppe offen sein, nicht verurteilen, nicht bewerten und nicht tabuisieren (Sybille P33: 2427). Ulla lehnt es ab, moralisch oder machtvoll aufzutreten (P33: 2435) und die anderen Menschen sollen nicht länger mit einem Raster dazu beurteilt werden, was erlaubt ist und was nicht (Sybille, Gaby P33: 2444). Karsten ist es wichtig, von „Moral in so 'nem verstaubten Sinne“ wegzukommen (Karsten P33: 2309ff).

An die Stelle der übergeordneten Normen setzt die Gruppe die Offenheit für die Entscheidungen ihrer Zielgruppe und die persönliche Betroffenheit.

Personalisierte  
Moral

Jon versucht „anzuregen, dass die letztendlich dahin gehen, wo sie selber hin wollen [...] und das würd ich deshalb auch nicht mehr als antirassistisch setzen. Also wenn sie Rassisten bleiben wollen, ist das ihre Sache. [Das] ist nicht mein Ding als Pädagoge. Das wär vielleicht 'n Ding von mir als moralisch handelnder Mensch, aber das ist nicht in meinem professionellem Kontext Thema oder soll nicht Thema sein“ (P33: 482ff).

Die Gruppe sieht sich nicht länger als ausführende Instanz gesellschaftlicher Erziehungsziele. Dabei geht es einerseits um die persönliche Glaubwürdigkeit der PädagogInnen. In 4.2.4.4.2 wurde diskutiert, dass Jon nur noch dann intervenieren will, wenn er selbst von einem dummen Spruch getroffen wird. Außerdem hat die Gruppe festgestellt, dass moralisch motivierte Interventionen in der Praxis wenig effektiv sind. De facto reagieren die meisten ohnehin nur dann auf Grenzverletzungen, wenn sie sich gestört fühlen und nicht, wenn sie dies aufgrund von übergeordneten Zielen tun müssten.

Ganz wohl ist der Gruppe allerdings nicht bei der vollkommenen Individualisierung ihrer Ziele. Giesen verweist darauf, dass die sozialpolitische Expertise der moralischen UnternehmerInnen der unmittelbaren „Betroffenheit“ insofern überlegen ist, als sie „auch dort noch die Sorge um die Betroffenen [ermöglicht, A.W.], wo die Reichweiten von Betroffenheit und Sympathie längst überschritten sind“ (Giesen 1983: 251). Die Trainergruppe lehnt es zwar einhellig ab, sich für alles zuständig zu fühlen. Dennoch kreist die Diskussion des längeren darum, wie man ein gewisses Maß an Sorge für andere Menschen mit dieser neuen Haltung vereinbaren kann.

Grenzen per-  
sönlicher Be-  
troffenheit

Gaby findet eine Hilfskonstruktion, die es ihr ermöglicht, auch bei Sprüchen gegen Schwule aus persönlicher Betroffenheit heraus zu intervenieren:

Ausweitung  
der  
Betroffenheit

Gaby: [Es] ist n Stück meines Lebens, dass ich lesbische Frauen gekannt hab und geschätzt hab und irgendwie, wenn andere über Lesbierinnen herziehen, trifft es mich DOCH (P33: 1758ff).

Da Gaby Lesben kennt und schätzt, ist sie auch von Schwulenwitzen persönlich getroffen und kann auf sie reagieren, ohne die neue Gruppennorm zu verletzen. Karsten zieht den Kreis noch etwas weiter und behauptet, dass alle Menschen Minderheiten- und Diskriminierungserfahrungen gemacht hätten,

und dass das ausreiche, um sich auf einer „anderen Ebene“ verletzt zu fühlen.

Karsten: Und jetzt kommt irgendwie ein Schwulenwitz und da sach ich: ‚Scheiße, warst du noch [nie] ne Minderheit? Bist du noch nie diskriminiert worden als Minderheit? Mich stört das, dass du das sagst.‘ Und dann ist es einfach auch ne Form von Verletzung, bloß auf ner anderen Ebene. [...] Manchmal seh ich die Polarität auch überhaupt nicht in der Diskussion: Da geht's um den Grad der Verletzung und wie weit jeder seine Grenze zieht. [Marianne: ja] Und ich glaub nicht, dass wir hier über Moral in so 'nem verstaubten Sinne diskutieren müssen. Ich glaub, so weit ist das schon klar: Das darf man nicht oder [...] darum geht's doch nicht (P33: 2294).

Insoweit ist sich die Gruppe einig und sie macht sich sogar über eine Trainingsteilnehmerin lustig, die sich mit allen „armen Menschen“ identifiziert.

Marianne: [...] Ulla und ich hatten ein Seminar mit Lehrern, und da haben wir diese Unterschiedsübung [gemacht]: ‚Alle die schwul sind, gehen rüber.‘<sup>98</sup> Und da war eine Frau dabei, die wollte bei JEDER Gruppe rüber laufen [Sybille: wunderbar [lacht]] vor lauter Identifizierung mit diesen ganzen armen Menschen. Und eigentlich betrifft sie das ganz genauso. Und ich hab immer gedacht: ‚Unmöglich diese Frau!‘ und [...] hab da 'n bisschen drauf runtergekuckt. [...] Ich glaube, dass wir [...] in vielen Sachen ähnlich reagieren, das heißt, wir uns aufschwingen zu Verteidigern von Sachen, die wir vielleicht gar nicht richtig verteidigen können. [...] Wenn es Sprüche gegen Schwule gibt, dann rollen sich mir die Fußnägel auf, weil ich viele Menschen kenne, die schwul sind und die ich gern mag und wo ich weiß, das betrifft die, und dann sach ich das auch. [...] Nicht weil ich jetzt einer von denen bin, sondern, weil mich das was angeht. Aber ich bin ZIEMlich sicher, dass es 'ne ganze Menge, was weiß ich, ob det gegen Zigarettenvietnamesen oder Polen [geht, A.W.] oder so was: Ich überHÖRE auch vieles einfach, weil ich mich nicht für alles verantwortlich fühlen will (P33: 1833).

**Kritik** Damit ist ein Problem der Gruppe sehr deutlich umrissen. Für die Lehrerin, die die personalisierte Moral auf die Spitze treibt und sich mit allen Minderheiten identifiziert, hat Marianne nur Verachtung übrig. Im Paradigma der personalisierten Moral können aber nur dann alle einbezogen werden, wenn auch alle von dem persönlichen Empfinden der moralisch Handelnden vereinnahmt werden. Andernfalls lässt man gerade die Gruppen auf sich selbst gestellt zurück, die am stärksten segregiert sind und ausgegrenzt werden. Rommelspacher (1995b: 137ff) zeigt, wie die weibliche Moral der Fürsorge klar zwischen denjenigen unterscheidet, die zur Familie bzw. zur erweiterten Wir-Gruppe gehören, und jenen, die in der Außenwelt Rassismus ausgesetzt sind. Diese populäre Spaltung reproduziert die Trainergruppe. Sie bemüht sich nach Kräften, diejenigen, die am Rand ihrer Wir-Gruppe stehen, einzubeziehen und zu fördern. Zugleich reproduziert sie eine massive Abschottung gegenüber jenen, die draußen bleiben müssen, weil sie ohnehin schon draußen sind.

**Problem:**  
Massive  
Grenzverletzungen

Ein zweites Mal stößt die Haltung der Gruppe an ihre Grenzen, wenn Einzelne oder eine Gruppe etwas tun, was auch beim besten Willen nicht mehr als spielerisch kreative Grenzverletzung angesehen werden kann. Das ist zum Beispiel bei rechtsextremen Jugendlichen der Fall. Mit diesem gesellschaftlichen Konflikt sah sich die Gruppe jahrelang überfordert – ein Grund warum sie sich aus politischen Kämpfen zurückziehen will. So erklärt Emily, dass sie als Pä-

<sup>98</sup> Es handelt sich um eine Übung, bei der die Gruppenmitglieder immer wieder aufgefordert werden, sich „in die Ecke“ zu stellen, wenn sie Frauen sind, alt sind, krank sind, schwul/lesbisch sind, aus einer armen Familie kommen, etc. Sinn der Übung ist es, einen Zugang zum Erleben von Marginalisierten zu finden.



dagogin Jugendlichen keine Lehrstellen beschaffen könne. Auch wenn sie mit rechtsorientierten Jugendlichen eine „wahnsinnig gute pädagogische Arbeit mach[e][...], verändert [das] die Gesellschaft oder diesen politischen Vorgang nicht“ (P33: 1351). Allerdings bleibt die Frage offen, wie man im Rahmen von personalisierter Moral mit Jugendlichen verfahren soll, die Normen so massiv verletzt, dass auch die Trainergruppe Handlungsbedarf sieht. In diesem Zusammenhang erzählt Karsten von einem neuen pädagogischen Ansatz, dem Coolness-Training für jugendliche Gewalttäter:

Karsten: Und das lief so: Einer setzt sich inne Mitte [Jon: heißen Stuhl] und kriegt anderthalb Stunden von der Gruppe /

Sybille: / um die Ohren gehauen

Karsten: um die Ohren gehauen bis bis alles dampft bei dem // und er muss

Marianne: // und er muss / cool bleiben

Karsten: / cool bleiben [(): cool bleiben] und nicht ausrasten. Und: ‚Du hast doch NIE 'n Gespräch geführt!‘ und: ‚Mit wem sprichste?‘ ‚Ja, ne, stimmt.‘ Also er muss sich alles anhören, und das. Man sah, wie das in dem arbeitete. Also ä [lacht], der konnte einem dann beinahe schon wieder leid tun, wie er auf seinen Backen rumkaute, aber er hat zum ersten Mal: Irgendwas hat ihn erreicht, und das ist ein ganz massiver Input und es ist nicht der [An]satz ‚Selbstorganisation‘ und ‚Er wird schon.‘ und: ‚Es wird schon.‘ Sondern es is was von außen und das überzeugt (P33: 1532ff).

Nach dieser Darstellung klärt die Gruppe als Erstes, ob der Jugendliche beliebig beschimpft wird. Als Karsten das verneinen kann und erklärt, dass zwei Trainer regulieren und seine ehemaligen Kumpels, die aus der Gewalt ausgestiegen sind, das Wort führen, hat die Gruppe keine weiteren Probleme mit diesem Ansatz. Zwar wird noch kurz darüber gesprochen, dass man nur bedingt von freiwilliger Teilnahme sprechen kann, wenn als Alternative eine Haftstrafe zur Wahl steht. Trotzdem findet Jon die Methode OK, wenn sie in einem Kontext stattfindet, der es dem Jugendlichen ermöglicht, „dass er selber findet, wohin er will“ (P33: 1625).

Von dem Coolness-Training wird erzählt, nachdem Emily auf beängstigende gesellschaftliche Entwicklungen wie den Rechtsextremismus zu sprechen kam (P33: 1319). In diesem Zusammenhang ist es in der Trainergruppe plötzlich akzeptabel, dass ein Jugendlicher in eine massiv grenzverletzende Zwangssituation gebracht wird. Nicht nur sitzt er alleine in der Mitte und wird von seinen ehemaligen Kumpeln eineinhalb Stunden lang kritisiert. Dieses Training wird auch noch als Alternative zu einer Haftstrafe und unter einem positiv klingenden Namen angeboten. Und obwohl es als „massiver Input“ eingeführt wird, kann es Jon als Protagonist des offenen Angebotsansatzes noch als Selbstfindungsprozess wahrnehmen. Das verweist darauf, dass die Abkehr vom behelenden Paradigma nicht so vollständig geglückt ist, wie dies zunächst scheint. Die Hilflosigkeit, die bei Mittelschichtsangehörigen entsteht, wenn ihr Angebot nicht angenommen wird, kann in letzter Konsequenz zur Billigung massiver Eingriffe in die Persönlichkeit des Gegenübers führen. Diese mögen gerechtfertigt oder sogar pädagogisch sinnvoll sein. Der Jugendliche, um den es geht, hat einen Polizisten zusammengeschlagen. Der Ansatz verlässt aber deutlich das liberale Paradigma, das die Gruppe sonst vertritt, so dass der

Eindruck einer Spaltung entsteht: Einem liberalen pädagogischen Anspruch, der gegenüber rechtsextremen Übergriffen hilflos ist, steht die Bereitschaft gegenüber, auf Mittel zurückzugreifen und diese zu rechtfertigen, bei denen der Persönlichkeitsschutz des Gegenübers überhaupt keine Rolle mehr spielt.

Fazit

Letztlich ist die offene Haltung der Trainergruppe ein gescheiterter Versuch, mit einem Scheitern umzugehen. Die antirassistische Pädagogik, die die Gruppe vor einigen Jahren praktizierte, war nicht in der Lage, die politische Dimension des Rassismus zu bearbeiten. Daher wurde sie aufgegeben. Die jetzt von der Mehrheit propagierte, radikal individualisierte Moral läuft jedoch Gefahr, die politischen Probleme, die sie nicht lösen konnte, dadurch zu verschärfen, dass diese komplett aus dem pädagogischen Handeln ausgeblendet werden. Was heißt es für eine Gesellschaft, wenn öffentlich finanzierte PädagogInnen auf Sprüche gegen Zigarettenvietnamesen weniger scharf reagieren als auf Schwulenwitze oder eine respektlose Körperhaltung? Die Trainergruppe wehrt einen als absolut erlebten, übergeordneten moralischen Anspruch ab, kann sich dann aber keine berufliche Rolle mehr vorstellen, in der gesellschaftliche Normen von den Individuen rezipiert und verändert werden. Stattdessen erscheint der institutionelle Rahmen als fixe Größe, zu der sich alle je nach individuellem Geschmack verhalten.

Ähnlich wie die stadtpolitische Gruppe hängt die Trainergruppe einem Paradigma an, dessen praktische Grenzen sie erkennt. Und wie die stadtpolitische Gruppe scheitert sie daran, dass ihr nur individualisierende Paradigmen zur Verfügung stehen. Sie kann ihre begründete Ablehnung moralisierender Pädagogik – ein modernes individualistisches Paradigma – nur durch personalisierte Moral – ein postmodernes individualistisches Paradigma – ersetzen. Eine „andere Ebene“, die einen reflektierten Umgang mit politischen, juristischen, moralischen und gesellschaftlichen Werten ermöglichen würde, bleibt ihr verschlossen.

### 6.3.2 Lösungsansätze

Bei den bisher dargestellten Theorien versuchten die Gruppen, den strukturellen Aspekten von Rassismus gerecht zu werden, wurden aber immer wieder auf individualisierende Theorien zurückgeworfen. Die Diskussionen kreisten um die problematischen Aspekte dieser Verkürzung, konnten aber innerhalb ihres Paradigmas keinen Ausweg finden. Im Folgenden werden zwei Lösungswege kontrastierend untersucht. Das Paradigma des persönlichen Kontaktes bleibt theoretisch auf die interindividuelle Ebene beschränkt, greift Strukturen sozialer Ungleichheit aber praktisch an. Das Paradigma der strukturellen Segregation geht theoretisch über die individualisierende Perspektive hinaus, gerät aber in Schwierigkeiten, wenn es handlungspraktisch umgesetzt

werden soll.

In der kritischen Psychologie werden zwei Arten von Handlungsfähigkeit unterschieden.<sup>99</sup> Im einen Fall akzeptieren die Subjekte die strukturellen Voraussetzungen für ihre Handlungen als selbstverständlich. Dann bleibt ihre Handlungsfähigkeit *restriktiv*, denn sie kann nur im Rahmen dessen operieren, was als unveränderlich und vorgegeben erscheint. So gesehen ist das Verhältnis von Handlungen zu Strukturen wie das von Wasser, das den Berg hinunter fließt und sich nur zwischen mehreren gemauerten Kanälen verteilt. Demgegenüber schließt die *verallgemeinerte* Handlungsfähigkeit die Kontrolle über die Bedingungen des eigenen Handelns ein (Holzkamp 1985). Die Handelnden vergewissern sich über die strukturellen Voraussetzungen ihres Handelns, und sie versuchen, diese zu berücksichtigen und, wo nötig, anzugreifen. Dabei werden Strukturen als veränderbar konzipiert. Das Wasser fließt also nicht in gemauerten Kanälen, sondern indem es sich seinen Weg bahnt, verändert es den Berg.

Zwei Arten  
der  
Handlungs-  
fähigkeit

Mit dieser analytischen Unterscheidung lässt sich die Bedeutung einer individualistischen Orientierung für die Reproduktion von Rassismus genauer umschreiben: Wenn Handlungen grundsätzlich als (inter-)individuelle Angelegenheit verstanden werden, ist es schwer, verallgemeinerte Handlungsfähigkeit zu gewinnen, also die makrosoziale Bedeutung einer Handlung zu verstehen oder zu berücksichtigen. Für die Auseinandersetzung mit einem sozialen Sachverhalt wie Rassismus, der als sozialstrukturelles Ungleichheitsverhältnis perpetuiert wird und teilweise doxischen Charakter hat, also stillschweigend mit dem Bestehenden verwoben ist, bietet die individualisierte Orientierung der gebildeten Mittelschicht keinen geeigneten Ausgangspunkt, weil sie sich gegen Handlungsentwürfe sperrt, die auf überindividuelle makrosoziale Effekte hin angelegt sind.

Problem für  
die Bearbei-  
tung des  
Rassismus

Im Rahmen dieser Arbeit wurde wiederholt gezeigt, dass Handlungen nicht intendierte Effekte hervorbringen können, wenn sie die ungleich strukturierten Bedingungen ihres Handelns nicht berücksichtigen. Auch das Beharren auf individualisierten Deutungsmustern ist zunächst durchaus emanzipatorisch zu verstehen. Da in rassistischen Diskursen Kollektivität konstruiert und zugeschrieben wird, ist es nahe liegend, ihnen gegenüber Individualität und Heterogenität aller Menschen herauszustreichen. Dennoch produziert eine solche Gegenbewegung ungewollte Effekte, wenn sie das Problem, um das es geht, nur teilweise in den Blick bekommt. In ihrer Studie über Flüchtlingsarbeit stellt Osterkamp eine Verkürzung prototypisch dar, die sich in der von mir untersuchten Gruppe der FlüchtlingssozialarbeiterInnen analog beo-

<sup>99</sup> Die Kritische Psychologie ontologisiert das Streben nach verallgemeinerter Handlungsfähigkeit und zeigt, dass in kapitalistischen Gesellschaften restriktive Handlungsfähigkeit überwiegt. Verallgemeinerte Handlungsfähigkeit werde im wesentlichen durch kollektive Reflexionsprozesse erreicht. Diese weitreichenden normativen Annahmen teile ich nicht, sondern ich verwende die hier beschriebene Begrifflichkeit als kategoriale Differenzierung. Für eine ausführlichere Darstellung und Kritik vgl. Weiß (1996).

bachten lässt.

„Die MitarbeiterInnen im Flüchtlingsbereich sehen sich mit den widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert, dass sie Hilfe unter Bedingungen leisten sollen, die diese Hilfe – infolge der herrschenden Abschreckungspolitik – weitgehend ausschließen, wobei gleichzeitig vielfältige Zwänge es verhindern, dieses Dilemma zur Sprache zu bringen“ (Osterkamp 1995: 115).

Angesichts des absoluten Mangels an Arbeitszeit und geeigneten Unterkünften stabilisieren die Versuche der MitarbeiterInnen, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, genau die Verhältnisse, durch die ihre Arbeit unmöglich wird. Lehnt eine einzelne Mitarbeiterin beispielsweise eine Unterkunft als nicht geeignet ab, wird der Mangel an Unterkünften noch größer. Geht sie auf die Proteste der Flüchtlinge ein, kostet das Zeit und der Stapel des Unerledigten wächst noch mehr. Das bedeutet wieder Vorwürfe der „Unerledigten“ und stiftet Ärger unter den KollegInnen, die dann die liegengebliebene Arbeit mit übernehmen müssen.

„Kollegen, die versuchen, sich intensiver auf die Probleme der Flüchtlinge einzulassen, gelten eher als unfähig; sie ‚palavern‘, so die allgemeine Meinung, oder schaffen sich eine persönliche Befriedigung, statt ihre Arbeit zu erledigen. Solche Einwendungen haben wiederum durchaus einen rationalen Kern. Wenn – wie dies unter den gegebenen Bedingungen die Regel ist – das Sich-Einlassen auf die Flüchtlinge nur im Ausnahmefall möglich und selbst dann in seinem Erfolg fraglich ist, bedeutet dies letztlich nichts anderes, als dass man sich auf Kosten der übrigen Flüchtlinge und der KollegInnen ein moralisches Alibi zu verschaffen sucht“ (Osterkamp 1995: 117).

Es leuchtet unmittelbar ein, dass es in solchen Verhältnissen nicht möglich ist, individuell „gut“ oder auch nur „sinnvoll“ zu handeln. Restriktive Handlungsfähigkeit führt dann dazu, dass Spaltungen und konkurrenzförmige Beziehungen unter denjenigen reproduziert werden, die einem als unveränderbar konstruierten situativen Rahmen ausgeliefert sind.

Allgemeiner  
Mangel an  
strukturbe-  
zogenen  
Lösungen

Abgesehen von der linksradikalen Gruppe ist in allen untersuchten Gruppen auffällig, wie wenig sich diese mit dem Rahmen auseinander setzen, der ihr Handeln implizit begrenzt. Machtverhältnisse und andere strukturelle Faktoren in der Reproduktion und Veränderung von Rassismus werden nur selten erwähnt. Selbst eine parteipolitisch organisierte Gruppe wie die feministische Gruppe wendet sich angewidert von der Notwendigkeit ab, ihr Anliegen machtpolitisch durchzusetzen. Diese Gruppe wollte auf dem Reflexionstag eine politische Position finden, die sie öffentlich vertreten kann. Folgerichtig entwickelte sich die Rollenspielsituation zu einer Podiumsdiskussion. Doch als es dann zur Sache geht, als Dorothea in der Rolle der politischen Gegnerin rhetorisch böse die schwachen Punkte im politischen Programm der Gruppe angreift, ziehen sich die anderen Gruppenmitglieder empört zurück. Anne will sofort eingewechselt werden, und als sie im Rollenfeedback erklärt, was sie in ihrer Rolle empfunden hat, hält sie fest, dass sie dieser Art von billigen Tricks entwachsen sei.

Anne: Ja und einfach mit so billigen Tricks wie dieses Du und Sie [zu verwechseln und das, A.W.] auf so ne [...] arrogante Weise zu klären [wie Dorothea das in der Rolle getan hat, A.W.]. So gehen wir Frauen politisch nicht miteinander um. [...] Dann passiert keine echte Begegnung mehr. Mir gehen meine Argumente verloren. Ich fang an zu schwitzen und das hab

ich nicht nötig. [...] Das mach ich nicht mit.

María: Das ist hart, ja.

Anne: Hart und das brauch ich nicht.

María: Passiert aber schon mal im politischen / Geschäft.

Anne: / Oh das passiert. [eine lacht] Aber nicht mehr mit mir, also dem bin ich entwachsen.

[María: OK alles klar] Das ist mir damals passiert als ich 35 war (P19: 492ff).

Den Einwurf der Leiterin, dass sich eine harte Auseinandersetzung in der Politik nicht immer vermeiden lasse, steckt Anne in der Rolle der 70-jährigen „Frieda“ locker weg. Doch auch als sie in der abschließenden Auswertungsdiskussion für sich selbst spricht, ist sie sich immer noch sicher, dass sie mit zunehmender Lebenserfahrung lernen wird, sich Situationen zu entziehen, bei denen es nicht um Begegnung oder Inhalte, sondern um Machtfragen geht (P35: 72ff). Dieser Haltung schließen sich in der abschließenden Auswertungsrunde alle außer Dorothea an. Gegenüber der fiktiven politischen Gegnerin betonen sie: „Für mich ist das ein Herzensthema, und mit einer Person wie dir spreche ich nicht mehr“ (Erika P35: 354ff). Wie sie Politik machen wollen, wenn sie harte Auseinandersetzungen und billige Tricks als unter ihrem Niveau begreifen, bleibt offen. Gerade in den beiden feministischen Gruppen verkehrt sich das Motto der Frauenbewegung „Das Private ist politisch“ in den Leitsatz „Das Politische ist privat“.

Das Rollenspiel der feministischen Gruppe umreißt ein grundsätzliches Defizit der Gruppendiskussionen, das besonders augenfällig wird, wenn man den Diskurs der Gruppen mit den Forderungen vergleicht, wie sie z.B. die feministische MigrantInnengruppe FeMigra aufstellt. In einem Text dieser Gruppe (1994) werden fast ausschließlich strukturelle Missstände kritisiert, und sie wendet sich gegen die Kulturalisierung von Konflikten im Rahmen multikultureller Politik. Wichtige Themen sind die Kriminalisierung der Ausdrucksmöglichkeiten und der Selbstorganisation von MigrantInnen, das *Ius Sanguinis* im Staatsbürgerschaftsrecht, die Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt, und dass sozial nicht abgesicherte Reproduktionsarbeiten, die früher von Frauen ausgeübt wurden, zunehmend auf Migranten und Migrantinnen verschoben werden. In diesem Zusammenhang fordert die Gruppe Quotierungen (wie auch Teimoori 1997). FeMigra behandelt den Kampf gegen Voreingenommenheit eher als Randthema. Zwar wird die symbolische Abwertung von MigrantInnen und das Fehlen von MigrantInnenforderungen in der weißen deutschen Frauenbewegung beklagt. Die Gruppe formuliert Kritik, die man als im weiteren Sinne „kulturell“ ansehen kann, jedoch als Forderung an den Staat. Zum Beispiel soll das „Verbot des Bilingualismus im öffentlichen Bereich“ (FeMigra 1994: 52) abgeschafft werden.

Nun kann man verschiedene Genres der öffentlichen Äußerung nicht einfach gleichsetzen. Die Veröffentlichungen der antirassistischen Gruppen enthalten konkretere und radikalere Forderungen als ihre internen Diskussionen, und vor allem der Ruf nach rechtlichen Verbesserungen wird regelmäßig auch von rassistisch dominanten, antirassistischen Gruppen formuliert. Ein Vergleich ist jedoch sinnvoll, wenn man solche Forderungen betrachtet, die

Vergleich mit den öffentlichen Forderungen von MigrantInnen

Fehlende Themen

sich wie die Quote u.a. an die antirassistisch Engagierten und ihr soziales Umfeld richten. Obwohl Quotierungen gerade im sozialen Bereich zunehmend diskutiert und in feministischen Projekten auch umgesetzt werden, tauchen Kämpfe über dieses Thema nur einmal bei der Kontrastgruppe und da im Rollenspiel auf (P39: 39). Auch die Segregation des Wohnungs- und Arbeitsmarktes wird insgesamt nur zweimal benannt. Cyrus verweist darauf, dass die irreguläre Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer nicht abgeschottet und geheim verläuft, sondern „durch vielfältige und direkte Beziehungen zur manifesten Welt charakterisiert“ ist (1997: 101). Gerade in der Mittelschicht profitieren viele Menschen als AuftraggeberInnen und „MitwisserInnen“ an illegalisierten Beschäftigungsverhältnissen – kein Thema unter antirassistisch engagierten Mittelschichtsangehörigen. Warum spielen die „Vorurteilsäußerungen im sozialen Nahbereich“ eine so wichtige Rolle, während die illegalisierte Beschäftigung von MigrantInnen von über 60 TeilnehmerInnen kein einziges Mal erwähnt wird? Auch dass an den meisten Arbeitsplätzen und in den meisten Sportvereinen migrierte KollegInnen und Mitglieder fehlen, kommt nicht vor. Die mangelhafte politische Partizipation von MigrantInnen wird zweimal angesprochen, aber nur einmal diskutiert. Man kann immer Themen finden, über die eine Gruppe nicht spricht. Im Zusammenhang mit dem theoretischen Argument bestätigt ein solcher Vergleich zweier Diskurse jedoch die Vermutung, dass die Lösungsstrategien, die die antirassistischen Gruppen ins Auge fassen, durch implizite Einseitigkeiten geprägt sind.

### 6.3.2.1 Persönlicher Kontakt

Wie in 6.3.1.1 gezeigt ist es für die stadtpolitische Gruppe schwierig, zwischen diskriminierenden und anderen sozialen Routinen zu unterscheiden. Wenn sich die Gruppe fragt, welche Handlungen sie besser unterlassen sollte, verweist häufig jemand darauf, dass dafür das Empfinden derjenigen Person, die durch eine Handlung möglicherweise verletzt wird, ausschlaggebend sei. Mit dieser Orientierung auf *den* Menschen wendet sich die Gruppe gegen rassistische Homogenisierungen und sie schützt das Individuum vor politischer Vereinnahmung. Udo bemerkt am Ende der Sequenz „Wörter“: „Du sagst jetzt: ‚Das ist schlimm‘. Ob das alle so als schlimm empfinden, ich denke, das sollte man auch allen selber überlassen“ (P25: 2344). Gerade in den Transformationsgesellschaften – also auch Ostdeutschland – ist eine Fokussierung der individuellen Menschenrechte und *der* Person als anti-totalitärer Diskurs zu verstehen. Demgegenüber gilt dieser Zugang im Westen als individualisierend oder neoliberal, so dass es wahrscheinlich kein Zufall ist, dass die überwiegend westdeutsche, linksradikale Gruppe eher die kollektive und sozialstrukturelle Einbettung des Individuums betont.

In der Auswertungsdiskussion spricht die Gruppe das praktische Dilemma, in das sie durch ihren personenbezogenen Zugang gerät, nochmals an (P28: 44ff). Marei hat beobachtet, wie einige Jugendliche von außen auf eine Straßenbahnscheibe spuckten, hinter der ein asiatisch aussehender Mann saß. Sie beschreibt ihre Unsicherheit und Ohnmacht angesichts dieses Angriffes. Erstens konnte sie in einer anfahrenden Straßenbahn kaum etwas gegen den Angreifer tun. Dann war ihr nicht klar, ob es sich um einen ausländerfeindlichen Angriff gehandelt hat. Die Gruppe diskutiert intensiv darüber, worin der Unterschied zwischen einer „Frechheit“ (Marei, P28: 311) und einem ausländerfeindlichen Angriff besteht. Schließlich äußert die Gruppe in einem ähnlichen Zusammenhang die Sorge, dass Angegriffene entmündigt werden, wenn man sich ungefragt vor sie stellt (P28: 517ff).

Praktische Probleme

Angesichts dieser Ungewissheit ist es nahe liegend, auf dominierte Personen zuzugehen und genauer herauszufinden, worum es diesen geht. Die Wertschätzung für den Menschen mündet in antirassistische Strategien, bei denen sich Personen begegnen, sich kennen lernen und so Vorbehalte abbauen. In der Sequenz „Grillparty“ galt der Plan, einmal zusammen mit dem „türkischen Ehemann“ zu grillen, als Erfolg. Gisela erzählt von intensiven Gesprächen zwischen Deutschen und AsylbewerberInnen. Inge stellt fest, dass Schulklassen viel daraus lernen können, wenn ein „Ausländer“ sich für Fragen zur Verfügung stellt.

Kontakt als Lösung

Gisela: Dieser ‚Ausländer zum Anfassen‘, – so überspitzt [...] haben wir das öfter gesagt. Das ist zwar der Vorführeffekt, aber wir haben ganz oft die Erfahrung gemacht, dass dieser Vorführeffekt wirklich eine positive Änderung nach sich zieht, ein Nachdenken und BESONDERS bei Schülern, [...] dass wirklich ein so genannter AHA-Effekt aufgetreten ist. Sie haben sich jetzt mit einem Ausländer unterhalten, der da also das Schauobjekt zum Anfassen war – SCHRECKLICH sag ich wirklich und die Rolle dieses Ausländers war immer schwer, und der musste schon sehr selbstbewusst sein, und ihm musste klar sein, welche Rolle er da spielt und warum er das tut. Aber wenn man einen solchen gefunden hat, der bereit ist, das zu tun, dann hat es wirklich den Aha-Effekt, ja: ‚Der ist ja ganz nett‘ und ‚Der hat die und die Probleme‘. Und: ‚Der hat das und das‘ usw. Dann kommen ganz viele Sätze, die plötzlich ein anderes Nachdenken fördern (P28: 1006ff).

Dass die stadtpolitische Gruppe den persönlichen Kontakt so wichtig findet, erklärt sich u.a. daraus, dass viele Gruppenmitglieder enge Beziehungen zu rassistisch Dominierten hatten. Ihr Zugang zum Thema war von persönlichen Erfahrungen mit Rassismus geprägt, sie hatten aus der Auseinandersetzung mit ihren PartnerInnen und Kindern gelernt, und ihre Erfahrungen wurden in der Gruppe als wichtig anerkannt und rezipiert.

In einer gesellschaftlichen Situation, in der rassistisch Dominierte weitgehend segregiert leben, liegt die antirassistische Qualität des Begegnungsparadigmas darin, dass über alle strukturellen Barrieren hinweg an der Notwendigkeit eines Kontaktes festgehalten wird. Angesichts des niedrigen Anteils von rassistisch Dominierten in Ostdeutschland könnten sich rassistische Phantasien ohne jeglichen Realitätstest entfalten. Die stadtpolitische Gruppe findet es gut, wenn Menschen ihre Vorstellungen überprüfen, und sie überwindet rassistische Strukturen handlungspraktisch, indem sie allen trennenden Momenten

Pro Kontakt

zum Trotz Kontakte pflegt und sich z.B. für die Erlebnisse und Probleme von Flüchtlingen interessiert. Zwar nehmen die Gruppenmitglieder den gesellschaftlichen Rahmen und seine Hierarchien als gegeben hin. Praktisch setzen sie jedoch seine Folgen außer Kraft. Wie in 3.3.2.2.3 gezeigt, kann Inge rassistisch segregierte Reflexionstage unter keinen Umständen legitim finden. Sie ist fest davon überzeugt, dass alle mehr von einer Veranstaltung haben, wenn heterogene Perspektiven in sie einfließen und sie macht aus dieser Überzeugung kein Hehl.

Kontra Prinzipiell besteht jedoch die Gefahr, durch reine Begegnungslösungen, in denen die strukturelle Ungleichheit aus dem Blick verschwindet, Hierarchien zu verfestigen. Der Schulklasse, von der Inge berichtet, wird anscheinend nicht deutlich, was für eine Zumutung ihre Fragen für den „Ausländer zum Anfasen“ darstellen.<sup>100</sup> Bildungsarbeit, die ein Setting reproduziert, in dem Dominante ihre rassistischen Phantasien an Dominierten testen dürfen, gewährt Ersteren zwar eine Lernchance, sollte aber nicht mit Begegnung oder Kontakt verwechselt werden. Sie überwindet Barrieren auf Seiten der rassistisch Dominanten und sie gibt der dominierten Perspektive etwas mehr Raum, aber sie macht auch deutlich, wer wen befragen darf und was dabei alles unterstellt werden kann.

Kritik am Begegnungsparadigma Dementsprechend hat Inge auch kein gutes Gefühl, wenn ein Ausländer zum „Zootier“ gemacht wird (P28: 970). Ebenso verweist die Vorurteilsforschung darauf, dass Kontakt v.a. dann zum Abbau von Vorurteilen führt, wenn der „ökonomische und soziale Status der miteinander in Kontakt tretenden Personen (...) gleich oder sehr ähnlich“ (Thomas 1994: 229) ist. Von einem Teil der dominierten Communities werden Veranstaltungen, die der Aufklärung der Mehrheit dienen, mittlerweile sehr kritisch gesehen. Maria Baader, eine jüdische Feministin, kennzeichnet solche Veranstaltungen als „Machtverkehrung“:

„Wir erleben, wie unsere Existenz, unsere Erfahrung, unsere Perspektive ignoriert oder verneint werden (...). Sitzen wir aber auf einem Podium (...) befinden wir – die Ängstlichen, die Gejagten – uns in der Rolle der Agierenden. Wir haben dann zwar eine Stimme (...), die Macht aber, die uns unser Publikum zuschreibt, hat weniger mit uns als mit der Logik des Gefühls-haushalts der deutschen, nicht-jüdischen Frauen zu tun. Sie revoltieren gegen uns wegen der Gefühle, die wir ungewollt bei ihnen auslösen, oder sie wollen, dass wir unsere Macht nutzen, um sie freizusprechen. Seit ich diesen Mechanismus verstehe, fällt es mir leichter, mich in bestimmten Situationen zurechtzufinden. Aber es ist ungerecht und unangemessen, dass wir uns beim Nachdenken über die Seelenzustände unserer Umgebung verausgaben, dass wir mitdenken, vorausdenken, therapieren, nachfühlen, loben und verzeihen. Wir, die gesellschaftlich Schwächeren, tragen die Verantwortung in den Begegnungen mit den Stärkeren“ (Baader 1993: 86).

Für rassistisch Dominierte können solche Begegnungen eine extrem belastende psychosoziale Tätigkeit darstellen, bei der sie ihre eigene Schutzbedürftigkeit missachten oder überwinden müssen, um denjenigen, von denen Verletzungen ausgehen, „vorsichtig und möglichst unter lokaler Betäubung die Geschichte

<sup>100</sup> Für eine faszinierende Studie über die rassistischen Wirkungen von „interessierten Fragen“ nach „fremden“ Namen und Herkunftsfamilien siehe Battaglia (1995).



unserer Erfahrungen tröpfchenweise ein[zu]flößen“ (Baader 1993: 86). Ein Paradigma, das persönlichen Kontakt zum Königsweg für das Überwinden von Rassismus erklärt, müsste darüber nachdenken, welche Vorleistungen die Dominanten erbringen sollten, damit der Kontakt für die Dominierten nicht nur erträglich, sondern auch interessant oder anderweitig lohnend werden kann.

### 6.3.2.2 Strukturelle Segregation

In vieler Hinsicht ist die linksradikale Gruppe der Gegenpol zur stadtpolitischen Gruppe. Sie setzt sich schon in der Fragestellung ihres Reflexionstages intensiv mit Segregation auseinander und sie arbeitet von Anfang an heraus, dass eine mögliche Unterrepräsentanz von MigrantInnen sozialstrukturelle Ursachen haben könnte. In der Sequenz „Eröffnung“ werden verschiedene Deutungen für das Problem angeboten.

Sequenz  
„Eröffnung“

Mark: [Es ist] A komisch und B traurig, wenn sozusagen nur Deutsche in 'ner Gruppe in nem quasi geschlossenen Zirkel antirassistische Arbeit machen und anscheinend das Angebot, das sie machen, oder die Positionen, die sie vertreten, keinen Anklang finden. [(): oder die Umgangsweisen][(): aber] Oder die Umgangsweisen, na klar jedenfalls der Zustand als Gruppe nich soo anziehend wirkt, dass jetzt Migranten Lust haben, da mitzumachen (P1: 37ff).

Mark ist der Ansicht, dass zu wenige MigrantInnen in der Gruppe repräsentiert seien. Er beschreibt sie als „quasi geschlossenen Zirkel“, deutet also an, die Gruppe könne als solche unzugänglich wirken. Das ist „komisch“, also nicht verständlich und politisch nicht ganz tragbar. Dass die Gruppe aus seiner Sicht kein attraktives Angebot für MigrantInnen zuwege bringt, empfindet Mark als Versagen. Mark sucht den Fehler also eindeutig bei der linksradikalen Gruppe: bei ihren politischen Positionen, aber auch bei den Umgangsweisen der Gruppe untereinander.

Versagen der  
Gruppe

Der nächste Redner bietet eine alternative, stärker strukturorientierte Problemdefinition an:

Strukturalistische  
Erklärung

Bernd: [Das] kann zwei Seiten haben: Dass wir alle überhaupt sowieso nur mit weißen Deutschen zu tun haben, unsere Kenntnis hauptsächlich aus Fernsehen und Literatur stammt. [Da] würde ich sagen, das ist ein Problem, ein Punkt, worüber wir nachdenken, was das bedeutet. Dass aber Migranten in der BRD vielleicht auch die Position haben könnten, [sich mit, A.W.] Rassismus von weißen Deutschen auseinander zu setzen, ist erst mal [ein] Problem von denen, und dagegen etwas zu tun, ist die Aufgabe von weißen Deutschen, das finde ich nachvollziehbar. Man muss das nicht so teilen, aber wenn der Grund, dass keine [MigrantIn] oder einer dabei ist, dass die sagen, das ist eure Gesellschaft und euer Problem [wäre das Ok, A.W.] (P1: 51ff).

Bernd verweist auf die Folgen segregierter gesellschaftlicher Strukturen, in denen weiße Deutsche nur einen medial vermittelten Zugang zu MigrantInnen haben. Vielleicht will er Marks Behauptung, die Gruppe sei nicht anziehend, um ihre strukturellen Ursachen ergänzen: Sie weiß nicht viel von MigrantInnen und – so sein zweites Argument – vielleicht wollen sich MigrantInnen nicht mit dem Thema der Gruppe befassen, weil sie Rassismus für ein deutsches Problem halten. Damit sieht er die Ursache für die fehlende Heterogeni-

Versuch, Zugang zur MigrantInnen- perspektive zu finden	<p>tät auf beiden Seiten.</p> <p>Wie schon in der Sequenz „Doktorarbeiten“ gezeigt, ist es tatsächlich schwierig für die linksradikale Gruppe, einen Zugang zur Perspektive der MigrantInnen zu gewinnen. Ein Gruppenmitglied lehnte den Reflexionstag von vorneherein mit der Begründung ab, dass es gerade bei der Frage, warum wenige MigrantInnen mitarbeiten, auf den realen Dialog mit MigrantInnen ankäme, der nicht in einem Workshop simuliert werden könne. Bernd versucht, dennoch eine Vorstellung davon zu entwickeln, wie das Problem aus der Sicht der MigrantInnen aussehen könnte. Da er zu deren Perspektive aber keinen Zugang hat, bleibt seine These in hohem Maße spekulativ.</p>
Strukturbezo- gene Lösung	<p>Daraufhin erklärt Jens, dass es das Problem verkürze, „wenn nur gefragt wird, ob MigrantInnen in der Gruppe oder Ini mitmachen. Gemeinsamkeit kann auch heißen: regelmäßige Treffen oder Bündnisse“ (P1: 70ff). Was zunächst als mangelhafte Attraktivität der Gruppe erschien (Mark), und was von Bernd mit den objektiv unterschiedlichen Interessen von Dominanten und Dominierten begründet wurde, wird nun von Jens mit einem strukturbezogenen Lösungsvorschlag beantwortet: Wenn die Interessen unterschiedlich sind, kann es nicht darum gehen, dass einzelne rassistisch dominierte Personen in der Gruppe mitmachen, sondern dann ist zentral, dass „Gemeinsamkeit“ entsteht, dass also die strukturellen Barrieren überwunden werden und die Gruppe regelmäßig mit MigrantInnen zusammenarbeitet oder sich verbündet.</p>
Strukturelle Barrieren als Selbst- entlastung	<p>Dann kommt aber auch Jens wieder auf strukturelle Barrieren zu sprechen. Diesmal ist es der Mangel an Integration, der zumindest bei den „frisch Angekommenen“ (P1: 85) die Mitarbeit verhindert. Hier wird das strukturelle Problem einseitig den MigrantInnen zugerechnet (vgl. 4.2.3.2). Das kann Mark wieder nicht stehen lassen:</p> <p style="padding-left: 20px;">Mark: [Das ist eine, A.W.] komische Argumentation. [Ich, A.W.] versteh dich schon, aber wenn ihr z.B. heute morgen in eurer [Bernds, A.W.] Gruppe gesagt habt, dass die Zusammenarbeit mit den MigrantInnen nie so richtig funktioniert hat, dass es immer so eine geschäftsmäßige Beziehung war, dann kannst du natürlich sagen: ‚OK. Das ist OK. Das ist die Situation, die deutschen Gesetze, das ist die deutsche Gesellschaft‘. Aber eigentlich wäre es ja nahe liegend – betroffen sind die MigrantInnen – dass man sozusagen sich verbündet und sagt: ‚Wir machen das zusammen‘. [...] Dann finde ich, das ist so ein bisschen eine Notlüge, wenn man dann sagt: ‚Ja, das ist unser Problem. Das ist unsere Gesellschaft und das sind wir weißen Deutschen.‘ Also ich finde, das ist dann aus der schwierigen Situation ein bisschen so eine Tugendargumentation zu machen (P1: 91ff).</p> <p>Mark spricht damit die Schattenseite von strukturbezogenen Argumentationen an. Sowohl Bernd als auch Jens erwähnten Strukturen, um sich selbst zu entlasten: Wenn viele MigrantInnen „kaum integriert“ sind oder wenn „die MigrantInnen“ denken, dass Rassismus ein Problem der weißen Deutschen ist, ist verständlich, warum sie selten in einer überwiegend deutschen antirassistischen Gruppe anzutreffen sein werden. Dieser Tendenz zur Selbstentlastung hält Mark die praktischen Probleme in der konkreten Zusammenarbeit mit MigrantInnen entgegen, die er für das eigentliche Problem hält, dem Bernd ausweiche. Außerdem formuliert Mark erneut eine – wiederum spekulative –</p>

Idee über die Interessen von MigrantInnen: Aus seiner Sicht müssten gerade diejenigen, die in erster Linie von Rassismus betroffen sind, ein Interesse an Bündnissen und Zusammenarbeit haben. Dass Bernd Segregation als etwas darstellt, das den politischen Interessen der MigrantInnen entspricht, hält Mark für eine „Notlüge“.

Bei einer zusammenfassenden Betrachtung der vier Eingangsstatements wird deutlich, dass die linksradikale Gruppe das Problem sofort auf der strukturellen Ebene konzipiert. Es werden Barrieren angeführt, die eine Kooperation behindern könnten und es werden strukturell ähnliche Interessen benannt, die für eine Zusammenarbeit sprechen würden. Außerdem soll die Frage nicht darauf reduziert werden, ob einzelne MigrantInnen in der Gruppe mitmachen, sondern ob die „Gemeinsamkeit“ funktioniert, d.h. ein strukturelles Problem soll nicht personalisiert ausgetragen werden. Andererseits kann der Verweis auf die strukturelle Ebene auch Untätigkeit rechtfertigen: Frei nach dem Motto: „Wir können zwar nicht mit MigrantInnen, aber, der Gesellschaft sei Dank, es liegt nicht an uns.“ Außerdem stellt es sich als schwierig heraus, allgemein gültiges Wissen über eine rassistisch dominierte Gruppe zu formulieren, ohne diese erneut rassistisch zu konstruieren (vgl. 4.2.2). Das gilt v.a. dann, wenn man mangels ausreichender Kontakte nur über deren Perspektive spekulieren kann.

Zusammenfassung

Eine Fraktion der Gruppe bemüht sich trotz selbstentlastender Tendenzen darum, einerseits die strukturellen Voraussetzungen für das Problem zu klären und andererseits auf der Ebene des Gruppenhandelns Konsequenzen zu ziehen. Diese Übersetzung struktureller Probleme in mikrosoziale Handlungspraktiken ist schwierig; auch diese Gruppe recurriert daher, wenn sie nicht mehr weiter weiß, streckenweise auf individualisierende Deutungen.

Weiterer Verlauf

#### Handlungspraktische Schwierigkeiten bei der interaktiven Veränderung von Segregation

Ohne den Begriff „Segregation“ zu verwenden, schildert die linksradikale Gruppe immer wieder, dass MigrantInnen in der deutschen Gesellschaft systematisch an anderen Orten anzutreffen sind als die typischen Gruppenmitglieder. Dieser Wahrnehmung entspricht die soziale Tatsache struktureller Ungleichheit. In Deutschland besuchten 1996 von den SchülerInnen ohne deutschen Pass 9,2% das Gymnasium im Vergleich zu 21,7% in der Gesamtbevölkerung (Statistisches Jahrbuch 1998: 372). „Mehr als die Hälfte der jungen Frauen und fast die Hälfte der jungen Männer, die heute 20 bis 30 Jahre alt sind, haben keinen beruflichen Ausbildungsabschluss“ (Mitteilungen der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer 1998: 14). Das bedeutet für die linksradikale Gruppe, die aus „in der Mittelklasse“ oder im „Kleinbürgertum Sozialisierten“ (Birgit P5: 4189f) besteht, dass die sozial-

strukturelle Ähnlichkeit zur Mehrzahl der rassistisch Dominierten gering ist. Da die Gruppe neue Mitglieder über Freundschaften und Mundpropaganda wirbt, liegt darin ein Grund, warum wenige MigrantInnen zu ihr finden. Wie Ricardo erklärt: „Diese Möglichkeit ist nicht gegeben oder wenig gegeben, weil unter unseren Mitgliedern gibt es wenige, sehr wenige, die so regelmäßig also richtige freundschaftsmäßige Beziehungen [und] Kontakte zu Menschen haben, die Nicht-Deutsche sind“ (Ricardo: P5: 4060ff). Wenn eine Gruppe sozialstrukturell homogen ist – und das sind kleine politische Gruppen meistens – und wenn die Klasse, aus der sie sich rekrutiert, kaum MigrantInnen enthält, werden sich auch wenige MigrantInnen in ihr finden.

Rassistisches Verhalten?

An dieser Stelle denkt die Gruppe in drei Richtungen weiter, die sich analytisch unterscheiden lassen, auch wenn sie in der Diskussion nicht getrennt werden: Zum einen fragt sie sich, warum sie auch für diejenigen MigrantInnen, die politisch aktiv sind und die der Mittelschicht angehören, nicht ausreichend attraktiv ist. Birgit weist ja z.B. darauf hin, dass es MigrantInnen gibt, die „all diese Probleme, die ihr jetzt gerade beschrieben habt, überhaupt nicht haben“ (P1: 385f), die also Deutsch können und so lange politisch aktiv waren wie Birgit, und die trotzdem nach kurzer Teilnahme wieder weggeblieben sind. Angesichts dieser Erfahrung stellen sich einige die Frage, inwieweit sie sich selbst rassistisch verhalten. So glaubt Daniel „schon, dass ich mich so ein bisschen unbewusst [...] in einer bestimmten Weise verhalte, wenn jemand in die Gruppe kommt und gebrochen Englisch [spricht]“ (P1: 161ff).

Im Gegensatz zu den bürgerlich-humanistischen Gruppen, die es prinzipiell problematisch finden, dass sie z.B. auf Schwarze anders reagieren als auf Weiße, weist Hanna aber darauf hin, „dass Ungleichbehandlung auch ein Versuch sein kann, unterschiedliche Voraussetzungen auszugleichen“ (P1: 221) (vgl. unten). Die Gruppe wendet denn auch die Selbstzweifel nicht in der Weise gegen sich, wie das bei Rita aus der stadtpolitischen Gruppe beschrieben wurde (6.3.1.1). Dennoch überfordert sich die Gruppe an diesem Punkt. Denn obwohl sie de facto zwischen MigrantInnen, die in die Gruppe passen, und MigrantInnen, die beraten werden, differenziert, bleibt doch implizit der Anspruch bestehen, dass alle MigrantInnen prinzipiell in die Gruppe passen müssten, bzw. dass es an der Gruppe liegt, wenn dem nicht so ist. Das zeigt sich daran, dass Daniel sein Verhalten bei jemandem hinterfragt, der gebrochen Englisch spricht, der also wahrscheinlich nicht für das Milieu der Gruppe typisch ist. Da die Frage, warum „ähnliche“ MigrantInnen kaum mitmachen, nicht von der Frage getrennt wird, warum nicht alle MigrantInnen mitmachen, kommt die Diskussion hier nicht zu eindeutigen Schlussfolgerungen, die einen Ausgangspunkt für das Handeln darstellen könnten.

Strukturelle Ausgrenzung kompensieren

Eine zweite Frage, die sich bei der mikrosozialen Bearbeitung von Segregation stellt, betrifft diejenigen rassistisch Dominierten, die sozialstrukturell ungleich gestellt sind und die daher nicht einfach als potenzielle Neumitglieder bei der Gruppe auftauchen, bzw. die – wenn sie auftauchen – nicht einfach in

die Gruppe passen. In der Sequenz „Frau Özdemir“ hatte ich gezeigt, dass die Gruppe dazu neigt, „unpassende“ MigrantInnen als hilfsbedürftig anzusehen. Hinsichtlich der politischen Zusammenarbeit könnte das ein Fehler sein. Hier wären Lösungen gefragt, die Effekte rassistischer Strukturen kompensieren könnten. Ricardo betont: Man müsste „EXTRASchritte unternehmen und sagen: ‚OK, es ist unsere Aufgabe, Leute zu finden, zu motivieren, zu fragen, kennenzulernen und die zu fragen: Kommt doch mal zu uns!‘ Und es wird scheitern: einmal, zweimal, zehnmal. Von 20 werden vielleicht zwei dableiben“ (P5: 4097ff). Ricardos Extraschritt besteht in der kompensatorischen Beziehungspflege. Andere Ideen gehen eher dahin, den Zugang zur Gruppe niederschwelliger zu gestalten. Zum Beispiel schlägt Wiebke vor, Deutschkurse anzubieten (P1: 353) und zu hoffen, dass einige TeilnehmerInnen vielleicht auch Interesse an der Gruppe finden. Alex beschreibt eine andere Gruppe, deren Sitzung in einem ethnisch heterogenen Café stattfindet, so dass nach mehreren Sitzungen manchmal CafébesucherInnen in die Gruppe wechseln (P5: 3846). Mehrere Gruppenmitglieder überlegen, wie die Atmosphäre für alle angenehmer werden könnte (z.B. durch gemeinsames Kochen) (P5: 3897). Es mangelte also nicht an Vorschlägen, und teilweise waren diese auch Bestandteil von Routinen, in denen Ressourcen geteilt werden. Zum Beispiel wurden der türkisch-kurdischen Frauengruppe im Rollenspiel sofort Anwaltsadressen angeboten und Birgit wollte sie bei der Beantragung von Geldern unterstützen (P5: 1898ff).

Allerdings waren die Ideen nicht konsensfähig, wenn sie strukturelle Anpassungsleistungen der Gruppe selbst erfordern hätten. Zum Beispiel wurde gegen die Idee eines Cafés eingewandt, dass die Räumlichkeiten der Gruppe das nicht gestatten (P5: 3917ff). Außerdem gab es eine starke Fraktion, die das Problem der Segregation als Defizit von MigrantInnen beschrieb. Die in der Defizithypothese enthaltenden Homogenisierungen und Selbstaufwertungen riefen bei anderen Mitgliedern regelmäßig Widerspruch hervor, so dass die Frage, wie sich die Gruppe zu dem *Teil* der MigrantInnen verhält, die sich sozialstrukturell deutlich von ihr unterscheiden, nie beantwortet wird.

Ein dritter Argumentationsstrang kann als Synthese angesehen werden, die die soeben dargestellten Probleme überwindet. Wie Jens bereits am Anfang der Diskussion deutlich machte, ist es nicht unbedingt zentral, dass *einzelne* MigrantInnen in der Gruppe mitarbeiten. Angesichts sozialstruktureller Differenzen könnte es wichtiger sein, dass die *Kooperation* mit Gruppen von MigrantInnen funktioniert. Während also bei der stadtpolitischen Gruppe der *Kontakt* mit rassistisch dominierten *Personen* als Hauptziel erscheint, geht es hier eher um die *politische Zusammenarbeit* von rassistisch dominanten und dominierten *Gruppen*. Alex hält zwar mit Einschränkung fest, dass „ne gemischte Gruppe ist... Ich würd so weit gehen, zu sagen: ‚Das ist ein Wert an sich.‘“ (P5: 3841f). Die Gruppe will es aber vermeiden, einzelne MigrantInnen zu funktionalisieren oder als Alibimitglieder zu missbrauchen.

Kooperation  
statt Mit-  
gliedschaft

Dieser dritte Weg wurde durch das Rollenspiel thematisiert: Zwei Mitglieder einer türkisch-kurdischen Frauenorganisation wollten die Räume der Gruppe nutzen, dabei aber ihr Programm und ihre Arbeit autonom gestalten (P5: 1659). In der Auswertung findet Alex die Idee gut, Gruppen von MigrantInnen verstärkt die Ressource „Raum“ zur Verfügung zu stellen.

Alex: Ich denke, da is eine Sache auch ganz, ganz spannend und ganz realistisch dran, weil, DIESE LEUTE GIBT es ja. [...] Es is auch 'n Fakt, denk ich, [...] dass Leute, erst mal [...] in ethnisch orientierten Gruppen arbeiten wollen, sich da auch erst mal finden wollen, 'n anderes Politikverständnis haben, irgendwie die Ressource Raum suchen. [...] Aber du kannst natürlich dagegen auch 'n Modell stellen, [in dem, A.W.] die Gruppe ein bisschen größer

[wär]. Du hättest noch einen anderen Raum, den du einfach zur Verfügung stellen kannst, wo du auch irgendwie 'n Münztelefon [hast, A.W.] (P5: 3764).

Kontroll-  
ansprüche

Nachdem Alex ein Modell ausgemalt hat, bei dem die Gruppe MigrantInnen Raum zur Verfügung stellen kann, kommt er auf evtl. Einwände zu sprechen. Denn schon während des Rollenspiels hatte Birgit betont, dass man nicht einfach unbekannte Gruppen in die Räume lassen kann, wenn man nicht weiß, welche politischen Ziele diese anstreben. Der „Geist des positiven Rassismus“ hatte das als Kontrollbedürfnis kritisiert (P5: 1555). Alex erklärt im Rückblick, dass er diese Kritik treffend fand.

Alex: Wir ham ja irgendwo das Bedürfnis, im Prinzip mit unabhängigen [...] kleinen Basisgruppen von ImmigrantInnen Kontakt zu haben, also [das, A.W.] fänden wir ja eigentlich toll. Aber wir haben diesen Gruppen [...] zu sehr erst noch des [...] Entweder-Oder anzubieten: Also entweder ‚Assimiliert Euch!‘ zugespitzt gesagt. Oder eben: ‚Ja, wir wissen nich, was wir euch anzubieten haben.‘

Ricardo: Du redest jetzt vom Theater oder in der Realität?

Alex: Also ich hab versucht, des was ich wichtig fand an dieser Theatersituation rauszupicken und da dran die Realität zu erkennen.

Wiebke: Willst du jetzt diesen Grundsatzbeschluss in Frage stellen? (P5: 3802ff).

Alex kritisiert die Vorstellung, dass die Gruppe alles, was in ihren Räumen passiert, unter Kontrolle haben will und er hält fest, dass das Beharren auf individueller Mitgliedschaft von MigrantInnen auch eine Art von Assimilationsdruck darstellt. An Ricardos und Wiebkes Reaktionen wird schon deutlich, wie wenig Gegenliebe diese Überlegungen finden. So fasste die Gruppe den Grundsatzbeschluss gegen die gemeinsame Raumnutzung, den Wiebke erwähnt, aufgrund von schlechten Erfahrungen. Sie hatte andere in ihre Räume gelassen und die verschickten im Namen der linksradikalen Gruppe unautorisierte Faxe. Andere verweisen darauf, dass bekannte Gruppen ohnehin schon die Räume nutzen würden. Ricardo findet den Vorschlag nicht realistisch. Als ich versuche, Alex' Modell zu unterstützen, schlägt Ricardo den oben zitierten Extraschritt in der individuellen Mitgliederwerbung vor und Hanna erklärt, dass die Kooperation mit Gruppen von MigrantInnen das Thema verfehle, denn heute wolle die Gruppe doch darüber reden, warum so wenige MigrantInnen Mitglied würden. Zwar wird auch dem widersprochen, aber am Ende bleibt es dabei: Alex' Analyse mündet nicht in konkrete Veränderungsvorschläge.

Der Vorschlag, Ressourcen zu teilen und damit auch die Kontrolle über diese abzugeben, berührte einen wunden Punkt. Birgit befürchtet Rassismusschwärze und weist diese in der üblichen Weise zurück: Sie würde sich allen Gruppen gegenüber so verhalten und ihre Ansprüche seien völlig legitim (5.1).

Birgit: Wenn sozusagen die Gruppe überhaupt nicht bekannt ist, [...] da würde ich zumindest mich so einschätzen, dass ich dann schon wissen wollte, was wollen die machen. Und nicht irgendwie, um ihnen hinterher zu schnüffeln, sondern mit welchen politischen Richtungen ich's da zu tun habe. Und es gibt einfach Sachen, die passen nicht zueinander. Und da bin ich, denk ich auch nicht rassistisch, sondern ich will irgendwie mit bestimmten Leuten und bestimmten Konzepten nicht zusammenarbeiten. [Es] is egal, ob die eingewandert sind oder nicht. [...] Und auch so, wenn dann die Immigrantin immer wieder sagt: ‚Ja, wir wollen nicht, dass ihr euch da irgendwie einmisch‘. Ich will mich da gar nicht einmischen. Ich will's aber wissen. Das willt ich von den [antifaschistischen, A.W.] Schutzgruppen auch wissen und das will ich überhaupt wissen (P5: 3554ff).

Bei einer strukturalistischen Deutung des Problems müsste die Gruppe aber anerkennen, dass sie über eine Ressource (kostenlose Räume) verfügt, die für eine türkisch-kurdische Frauengruppe möglicherweise schwerer zu gewinnen ist als für eine weiße deutsche linksradikale Gruppe. Wenn eine türkisch-kurdische Gruppe wie im Rollenspiel vorgespielt, Räume einfordert, könnte man das unter antirassistischen Gesichtspunkten für legitim ansehen, denn sie würde die weiße deutsche antirassistische Gruppe ja nur darum bitten, die Ressourcen zu teilen, zu denen diese aus strukturellen Gründen leichteren Zugang hat. Auf dieser strukturbezogenen Ebene wird das Problem von der Gruppe aber nicht behandelt. Weder nutzt die „MigrantInnengruppe“ im Rollenspiel dieses Argument, noch gehen die fiktiven Gruppenmitglieder auf Fragen struktureller Gerechtigkeit ein. Stattdessen kippt Birgit ins individualistische Modell und fragt sich, ob ihre Handlungsweise rassistisch sei, ob es also legitim sei, wenn sie weiterhin die Ressource „Räume“ kontrolliere. Auf dieser Ebene ist es unsinnig, Birgit Rassismus zu unterstellen und sie kann einen möglichen Vorwurf leicht zurückweisen.

Kritik

Alex hatte aber die Frage angedeutet, ob die *Strukturen* der Gruppe rassistisch wirken. Immerhin sieht sie sich außerstande, die Voraussetzungen, unter denen sie Neumitglieder aufnimmt bzw. die Form, in der sie ihre Ressourcen teilt, zu hinterfragen. Mit diesem prekären Punkt will sie sich aber nicht auseinandersetzen. Auch als ich nach unverbindlichen Phantasien zu dem Thema frage, ist der Protest groß. Damit lässt sich zusammenfassend festhalten, dass der Diskurs der Gruppe zwar die Probleme, die rassistische Strukturen für eine antirassistische Gruppe aufwerfen, aufgreift, dass die Übertragung auf die Handlungspraxis aber nicht in jeder Hinsicht gelingt. Die Gruppe tendiert dazu, sozialstrukturell Ungleiche zu patronisieren. Zwar benennt ein Teil der Gruppe Segregation, nimmt diese aber als Defizit der MigrantInnen wahr. Außerdem rekurriert die Gruppe punktuell auf Individualisierungen und Personalisierungen. Die Frage, ob das eigene Verhalten ausgrenzend ist, wird pauschal gestellt, also nicht nach verschiedenen Gruppen von MigrantInnen differenziert. Antirassistische Strategien, die die Wirkung

Zusammenfassung

sozialstruktureller Ungleichheit überbrücken könnten, denkt die Gruppe zwar an. Sie konkretisiert sie aber nicht und es bestehen Vorbehalte.

### Fazit

Sowohl die stadtpolitische als auch die linksradikale Gruppe wollen rassistisch dominierte Individuen vor Vereinnahmung schützen. Die stadtpolitische Gruppe lehnt es ab, alle über einen Kamm zu scheren, und sieht persönliche Kontakte und Begegnungen als probate Mittel, um Diskriminierung und Vorurteilen entgegenzutreten. Auch wenn sie auf den ersten Blick Hierarchien, wie die zwischen der fragenden Schulklasse und dem „Vorzeigeausländer“ reproduziert, wirkt sie langfristig doch strukturverändernd, indem sie die durch Segregation verursachten Kontaktbarrieren überwindet. In ähnlicher Weise wird in der Studie von Heß und Linder deutlich, dass die humanistisch orientierten AntirassistInnen zwar im Vergleich zu den linksradikalen AntirassistInnen individualisiertere Anliegen vertreten. Aber auch hier sind sie in der Praxis bereit, Vorgefundenes anzugreifen, wenn sie es für rassistisch halten und nehmen z.B. im Rahmen des Kirchenasyls sogar begrenzte Gesetzesbrüche in Kauf (1997: 94).

Demgegenüber will die linksradikale Gruppe strukturelle Probleme nicht an Individuen festmachen und versucht daher strukturelle Lösungen für diese zu finden. Allerdings gelingt es auch dieser Gruppe nicht, die eigenen „Grundsatzbeschlüsse“ auf eine evtl. Rassismusrelevanz zu hinterfragen. Teilweise dient der Verweis auf rassistische Strukturen der Selbstentlastung und punktuell recurriert auch diese Gruppe auf individualisierende Deutungsmuster.

Pro Individualisierung

Lösungsstrategien, die sozialstrukturelle Problemlagen mit interindividuellen Handlungsstrategien beantworten, wurden hier als Ausdruck eines klassenspezifischen Habitus gedeutet. An beiden Beispielen wird aber auch deutlich, wie schwer es ist, antirassistisches Engagement im Sinne von erweiterter Handlungsfähigkeit zu konzipieren. Das eigene Handeln lässt sich leichter kontrollieren, wenn es die Dinge in den Blick nimmt, die die Handelnden – scheinbar – unter Kontrolle haben: Die nicht rassistische Begegnung mit rassistisch dominierten FreundInnen und PartnerInnen oder die Gestaltung einer angenehmen Gruppenatmosphäre. Dass die Gruppen auf individualisierte Deutungen recurrieren, wenn sie nicht mehr weiterwissen, ist sicher nicht nur ihrem Mittelschichtshabitus geschuldet, sondern auch der vordergründigen Praktikabilität und Handhabbarkeit individualisierender Paradigmen.

Kontra Individualisierung

Zugleich war zu beobachten, dass individualisierende Paradigmen immer wieder an ihre Grenzen stoßen und die antirassistischen Gruppen hilflos machen. Ohne das „dritte definierende Merkmal“ (vgl. 1.1.1) bzw. ohne einen Begriff von rassistischer sozialer Ungleichheit kann die Mehrzahl der Gruppen



nicht zwischen rassistischer Diskriminierung und bloßer Aufmerksamkeit (stadtpolitische Gruppe) oder zwischen der Beleidigung von Minderheiten und der Respektlosigkeit gegenüber einem Trainer (Trainergruppe) unterscheiden. Machtpolitik erscheint als Zumutung (Feministische Gruppe), und die Probleme in der Kooperation mit Flüchtlingen (FlüchtlingssozialarbeiterInnen) oder MigrantInnen (linksradikale Gruppe), die zumindest zum Teil durch rassistische Strukturen verschärft wurden, werden mit deren überzogenen Forderungen oder Defiziten erklärt.

So gesehen wäre es nicht nur theoretisch notwendig, sondern auch im Interesse der antirassistischen Gruppen, wenn sie sich über die strukturellen Widersprüche, in denen sie handeln, klarer würden. Genau diese Möglichkeit wird vom individualisierten Habitus der Mittelschicht aber stark erschwert: Auch wenn die Gruppen mit individualisierten Problemdeutungen und Lösungsvorschlägen offensichtlich in die Sackgasse geraten, verharren sie im individualisierenden Paradigma. Häufig entsteht der Eindruck, dass sie weder einen praktischen noch einen theoretischen Begriff vom Zusammenhang zwischen makrosozialen Phänomenen (wie Segregation, Politik, usw.) und mikrosozialem antirassistischem Handeln entwickeln konnten. Wie auf der eingangs beschriebenen Tagung bleiben die Kritik an der rassistischen staatlichen Politik und das private individuelle Schuldbekenntnis unverbunden nebeneinander stehen. Diese habituell begründete Leerstelle ist ein Grund für die trotz der normativen Orientierung entstehende Handlungs- und Deutungsunsicherheit der untersuchten Gruppen.

Fazit

#### 6.4 Fazit

Folgt man Bourdieu, so entsteht Erkenntnis über symbolische Gewalt dann, wenn eine Gruppe ein objektives Interesse an dieser Erkenntnis gewinnt. Beim sozialen Problem des Rassismus ist es relativ einfach, diejenigen zu benennen, die objektiv durch rassistische symbolische Gewalt benachteiligt werden und von daher ein Interesse an antirassistischer Erkenntnis haben. Wie so häufig wird Herrschaft aber nicht nur von den Beherrschten, sondern auch von denjenigen Fraktionen der herrschenden Klassen angegriffen, denen nicht länger an dem Herrschaftsverhältnis liegt und die sich Vorteile von dessen Auflösung erhoffen.

Voraussetzungen für Erkenntnis

Deren objektive Position im sozialen Raum ist jedoch ungleich komplexer. Zwar können sie sich mit ihrem antirassistischen Anliegen positiv distinguieren – solange es ihnen gelingt, dieses als „gutes“ oder „progressives“ Engagement darzustellen (6.1). Der normative Druck, den sie so erzeugen, wendet sich aber auch gegen sie selbst, und sie müssen daher Sorge tragen, dass sie nicht zu sehr in die eigene Schusslinie geraten (6.2). Hierbei ist der normativ

Zusammenfassung

individualisierte Habitus, der die gebildete Mittelschicht ohnedies auszeichnet, eine Hilfe und ein Problem (6.3). Er fördert die Übernahme von antirassistischen Zielen durch Teile der herrschenden Klassen. Zugleich können gerade strukturverändernde antirassistische Forderungen kaum im individualisiert normativen Paradigma formuliert werden, so dass das antirassistische Engagement der HäretikerInnen für ihre eigene Position ungefährlich bleibt.

Objektive Widersprüche

Allerdings funktioniert die Strategie der antirassistisch Engagierten objektiv gerade dadurch, dass sie subjektiv eben nicht zweckrational durchkalkuliert wird. Wenn sich Teile der herrschenden Klassen gegen Rassismus engagieren, dann deshalb, weil ihnen das ein „Herzensein“ ist, und deshalb geben sich die antirassistischen Gruppen nicht mit ihrer Praktikabilität, aber in Bezug auf rassistische Strukturen hilflosen Herangehensweise zufrieden, sondern ich konnte zeigen, dass sie gerade an den Punkten, an denen das individualisierende Paradigma versagt, verharren und sich intensiv darum bemühen, auch hier handlungsfähig zu werden. Zum Beispiel versucht die stadtpolitische Gruppe immer wieder, Anhaltspunkte dafür zu finden, welche Aufmerksamkeit rassistisch ist und welche nicht. Sie bleibt aber in einem habituell spezifischen Blick auf die Welt gefangen, der genau diese Unterscheidung stark erschwert. Beides – die Distinktion über das progressive moralische Anliegen und die Unmöglichkeit, das Problem des Rassismus individualisierend zu bearbeiten – ist Bestandteil ihres Habitus.

An der Widersprüchlichkeit ihrer Position reiben sich die Gruppen auf. Zum Beispiel gelingt es der feministischen Gruppe im Verlauf des Reflexionstags nicht, eine politisch überzeugende Argumentation dazu zu finden, warum sie sich als Feministinnen gegen Antisemitismus engagieren. Im letzten Rollenspieldurchgang verändert eine Spielerin schließlich ihre Rolle und wird zur Jüdin. Als fiktive Jüdin hat sie keine Probleme zu erklären, warum sie sich gegen Antisemitismus einsetzt, während sie ihr Anliegen als die nicht-jüdische Feministin, die sie in Wirklichkeit ist, nur schwer erklären und legitimieren kann.

Ausblick

Diese Flucht aus den Dilemmata der eigenen Position kann aber nur in der Fiktion gelingen. In der Wirklichkeit suchen die Gruppen Erklärungen für die Aporien ihrer klassenspezifischen Perspektive, schrecken aber vor deren Konsequenzen zurück. Eine Theorie, die der Kompliziertheit des Sachverhaltes angemessen ist, müsste die radikale Individualisierung des Problems überwinden, über die die gebildete Mittelschicht nicht hinauskommt. Die stadtpolitische Gruppe müsste eine Vorstellung von dominanten, kollektiv getragenen Diskursen entwickeln, die rassistisch sind, aber diese Vorstellung würde ihre individuell-persönlichen Bearbeitungsstrategien in Frage stellen. Die linksradikale Gruppe müsste das Problem, das sie behandelt, als eine Frage struktureller Segregation anerkennen, aber das hieße, die Voraussetzungen für eine Mitgliedschaft in der Gruppe zu reformieren. In diesen Widersprüchen zeigt sich das Dilemma einer privilegierten Gruppe, die einen emanzipatorischen Diskurs adaptiert.

Auf Dauer bringt normatives Engagement in symbolischen Kämpfen paradoxe Effekte hervor, wenn es die angestrebten Ziele nicht erreichen kann. Fortgesetzte Hilflosigkeit lässt es erlahmen. Gaby, die ihre Berufstätigkeit als antirassistische Trainerin bereits seit einigen Jahren aufgegeben hat, findet es

Hilflosigkeit  
mündet in  
Gleich-  
gültigkeit

„beDENKlicher [...] was es bei mir zum Teil auch bewirkt hat: So 'ne gewisse Egalität gegenüber diesem Rassismus oder so: ‚Den gibt's halt, gibt's bei mir, gibt's bei andern‘. Und das war's dann. Ja, also wenn ich so die Langzeitwirkung bei mir betrachte. Ja also das eigentlich, was so aus dieser moRALischen und ETHischen Empörung mal kam, ja: ‚Da musste was tun!‘ Ja, dass das im Grunde aufgeweicht ist und was ist an die Stelle getreten frag ich mich?“ (P33: 1305ff).

Man kann Gaby nicht unterstellen, dass ihr Engagement nicht ernst gemeint war. Aber wenn normative Bemühungen auf der interindividuellen Ebene nicht zwischen rassistischen und anderen sozialen Phänomenen unterscheiden können – und das ist im individualisierten Paradigma aus prinzipiellen Gründen nur begrenzt möglich – und wenn sie die Aufmerksamkeit auf die eigene Psyche statt auf die Ursachen für deren rassistische „Deformationen“ lenkt, kann man gut verstehen, dass auch die Menschen mit den besten Absichten irgendwann ermüdet sind. Interessanterweise beschreibt Gaby nicht nur das Nachlassen der moralischen Empörung, sondern auch die „Egalität“, und dass es Rassismus „eben gibt“, bei ihr und bei anderen. Damit ist genau die Orientierungslosigkeit umrissen, die durch das individualisierte Paradigma entsteht.



## Schluss

Rassismus ist nicht gleich Rechtsextremismus und Gewalt. Rassismus ist auch kein Vorurteil, kein falsches Bewusstsein, kein Diskurs. Zwar konzentrieren sich Rassismusforschung wie Alltagsverstand auf diese auffälligen Phänomene. Diese machen aber nur *einen* – wenn auch zentralen – Aspekt des Problems aus: die offene und überwiegend *symbolische* Reproduktion rassistischer sozialer Ungleichheit.

Rassismus wird nicht nur in Diskursen und extremer Gewalt reproduziert: Auch „normale“ *Alltagspraktiken* stabilisieren das Problem. Und vor allem reicht Rassismus über die konkrete Delegitimierung in einer spezifischen sozialen Situation hinaus: Auf Dauer verfestigen sich Delegitimierungsprozesse in *rassistischem symbolischem Kapital*. Für rassistisch Dominante ist diese Kapitalsorte eine Ressource, die bei Bedarf selbstverständlich zur Verfügung steht und daher ihre Handlungsspielräume erweitert und strukturiert. Für die rassistisch dominierten Klassen dokumentiert sich in ihrem Mangel an rassistischem symbolischem Kapital eine weitere und für sie möglicherweise zentrale *Dimension sozialer Ungleichheit*.

Das hier vorgeschlagene Modell des Rassismus ergänzt die vorliegenden theoretischen Zugänge um die selbstverständlichen und stabilen Aspekte des Rassismus und eröffnet so auch empirisch neue Fragestellungen. Neben Diskursen wurden Handlungsroutinen und die Interaktion in meinungsbildenden Gruppen beobachtet. Statt politisch oder sozial marginalen Akteuren ein weiteres Mal Rassismus nachzuweisen, untersuchte ich antirassistisch engagierte Gruppen aus der gebildeten Mittelschicht. Dass auch diejenigen, die sich willentlich gegen Rassismus wenden, rassistische Diskurse und Praktiken nicht vollständig vermeiden können, zeigt, dass Rassismus nicht nur als offener Konflikt, sondern auch als objektive Strukturdimension des sozialen Raumes angesehen werden muss.

Durch diesen kontraintuitiven Zugang konnten einige Konventionen der Rassismusforschung hinterfragt werden. So wird die interaktive Reproduktion von Rassismus bisher v.a. aktionistisch, d.h. unter Bezug auf manifeste oder unbewusste rassistische Handlungsintentionen begründet. Rassistische institutionelle Strukturen oder nicht intendierte rassistische Handlungsfolgen können auf diese Weise kaum erklärt werden. Ich nehme an, dass Rassismus als Dimension sozialer Ungleichheit Diskurse und Praktiken unabhängig vom Willen der Handelnden strukturiert. Menschen, die sich in einer Welt auskennen, die durch rassistische soziale Ungleichheit geprägt ist, werden über rassistische Diskurse und Praktiken Bescheid wissen und sie bei ihren Handlungen berücksichtigen, auch wenn sie sich zugleich darum bemühen, Vorurteile anzugreifen

Selbstverständliche Aspekte des Rassismus

Rassismus wider Willen

oder zu ignorieren. Nicht-intentionaler Rassismus kann als selbstverständliche Kooperation mit bestehenden Strukturen verstanden werden, während es sich bei Antirassismus um bewusste Versuche handelt, diese Strukturen in Frage zu stellen und zu verändern.

Bedingungen  
für die  
Reproduktion  
von Rassismus

Tatsächlich verfestigen die hier beobachteten antirassistisch Engagierten Rassismus v.a. dann, wenn sie nicht erkennen, dass eine bestimmte Argumentation oder Praxis rassistische Effekte hat. Zum Beispiel setzen sie sich antirassistischer Kritik nur insoweit aus, als diese nicht zu brisant wird. Wenn sie dann das Thema wechseln oder wenn sie Amüsement über „fremde“ Namen zeigen, so wirkt dies handlungspraktisch ausgrenzend, ohne dass für die Gruppen ein inhaltlicher Bezug zu Rassismus erkennbar wäre. Auch wenn ihr antirassistisches Bemühen in Konkurrenz zu Antisexismus oder anderen emanzipatorischen Bewegungen gerät, lässt ihre Selbstkontrolle nach und sie akzeptieren simple rassistische Konstruktionen, die sie in einem anderen Zusammenhang entschieden bekämpfen würden. Dass man auch bei antirassistisch Engagierten rassistische „Reste“ beobachten kann, spricht für die These, dass rassistisches symbolisches Kapital Interaktionen auch gegen die Absicht der Handelnden beeinflusst.

Effekte statt  
Personen

Dementsprechend wurde in dieser Arbeit nicht bipolar zwischen rassistischen und nicht-rassistischen *Personen* unterschieden, sondern mich interessierten die rassistischen *und* antirassistischen *Effekte* von Handlungen. Wenn man von offen rassistischen Handlungen absieht, sind die meisten Diskurse und Praktiken im Hinblick auf die Reproduktion von rassistischem symbolischem Kapital zweideutig. Das erklärt die mangelhafte Trennschärfe vieler Rassismusdefinitionen. Die empirische Forschung kann nicht eindeutig über die Rassismusrelevanz von Interaktionen urteilen, sondern sie muss im Detail beschreiben, in welcher Hinsicht ein Diskurs oder eine Praxis zur Stabilisierung bzw. zur Entwertung von rassistischem symbolischem Kapital geeignet ist.

Wirksamkeit  
antirassistischer  
Strategien

Für antirassistische Strategien heißt das, dass man nicht wie bisher implizit davon ausgehen kann, dass der richtige, gute oder überzeugende Inhalt einer Aussage auch den gewünschten antirassistischen Effekt hervorbringen wird. Wenn die antirassistisch Engagierten Rassismus in Frage stellen wollen, bevorzugen sie inhaltsbetonte antirassistische Strategien. Meistens klären sie darüber auf, warum eine bestimmte These oder Handlung rassistisch ist. Zum Beispiel war in einer antirassistischen Gruppe ein Mitglied der Überzeugung, dass es „Rassen“ nun einmal gebe und dass es daher v.a. wichtig sei, aus diesem Umstand keine wertenden Schlussfolgerungen zu ziehen. Im Verlauf der eineinhalbstündigen Diskussion wurde diese Überzeugung mehrfach ausführlich und mit lebensnahen Illustrationen widerlegt, ohne dass dies irgendeine beobachtbare Wirkung hervorgebracht hätte. Wird Rassismus nicht primär als ideologischer Diskurs, sondern als machtasymmetrische Struktur erfasst, so verwundert es nicht, dass sich die Wirksamkeit einer antirassistischen

schen Strategie nicht an ihrem aufklärerischen Inhalt, sondern an ihrer machtstrategischen Bedeutung in symbolischen Kämpfen über den Wert und die Stabilität von rassistischem symbolischem Kapital bemisst.

Deutlich seltener, aber ungleich effektiver sind beziehungspraktische anti-rassistische Strategien. Sie traten z.B. bei mehrfacher Wiederholung der gleichen Rollenspielsituation auf, nachdem die inhaltsbetonten Strategien versagt hatten. Hier setzen die antirassistisch Engagierten nicht am Dissens über Inhalte an, sondern sie stellen die Handlungsroutinen und die gemeinsame Situationsdeutung, also die Voraussetzung für erfolgreiche Interaktionen, in Frage. In einem Rollenspiel deutet eine mehrheitsdeutsche Antirassistin „Erkenntnisse über Ausländer“, die als „unverbindliche Meinungsäußerung“ angeboten wurden, als direkten Angriff auf ihre persönlichen Werte um und unterbricht durch eine entsprechend verärgerte Reaktion die Routine von „allgemein geteilten Überzeugungen“ und der „Verteidigung der Ausländer“. Beziehungspraktische Strategien tragen den machtstrategischen Notwendigkeiten symbolischer Kämpfe Rechnung und bringen so sehr viel deutlichere Effekte hervor als inhaltsbetonte Strategien. Das bestätigt, dass neben „falschen und bösen“ Überzeugungen auch die selbstverständliche Anerkennung von rassistischem symbolischem Kapital für das Fortbestehen von Rassismus zentral ist.

Mit der Zeit erarbeiten sich die Gruppen Wissen darüber, welche Diskurse und Praktiken u.U. Rassismus fördern könnten, und sie versuchen, diese zu vermeiden. Dieses Wissen wird als handlungspraktische Kompetenz internalisiert. Zum Beispiel haben sie bei subtilen Rassismen spontan ein „ungutes Gefühl“, das sie erst nachträglich durchdenken und begründen. Dennoch ist hier ein Hinweis auf den begrenzten Anwendungsbereich der empirischen Studie angebracht. Die Reproduktion von Rassismus beschränkt sich nicht auf die meinungsbildenden Interaktionen in politisch engagierten Gruppen. Auch wenn es ihnen gelänge, die letzten Reste rassistischer Diskurse aus ihren Interaktionen zu tilgen, wären damit institutionalisierte Strukturen sozialer Ungleichheit noch nicht beseitigt. Wer also antirassistische Strategien insgesamt in den Blick nehmen wollte, müsste die politischen Aktionsformen antirassistischer Gruppen ebenso einbeziehen wie Prozesse des politischen und sozialen Wandels im weitesten Sinne.

Als objektive Struktur im sozialen Raum gewinnt Rassismus in spezifischen sozialen Situationen und Feldern und in klassenspezifischen Deutungsmustern eine je unterschiedliche Gestalt. Daher kann man die Rassismusrelevanz z.B. von mikrosozialen Interaktionen nur verstehen, wenn man zeigt, wie die Logik der Situation von den rassistischen Strukturen geprägt wird, und wie Diskurse und Praktiken, die in einer bestimmten Situation nahe liegend erscheinen, ihrerseits wieder rassistisches symbolisches Kapital stabilisieren und verändern.

Situations-  
und Klassen-  
spezifik

Auch hier eröffnete die theoretische Perspektivverschiebung neue Forschungsfragen. Zum Beispiel wird die Eskalationsträchtigkeit interkultureller

Konflikt-  
situationen

Konflikte oft der „Irrationalität“ kollektiver Werte und Identitäten zugeschrieben, die sich durch interkulturelle Missverständnisse noch verkomplizieren. Interkulturelle Konflikte sind aber nicht nur von Kulturunterschieden, sondern in den meisten Fällen auch von rassistisch bedingten Machtasymmetrien gekennzeichnet: Angehörige einer rassistisch dominanten Gruppe befinden sich in selbstverständlicher Übereinstimmung mit den dominanten Normen einer Gesellschaft. Die rassistisch dominierte Konfliktpartei wird hingegen unter Verweis auf dominante Normen delegitimiert und steht unter dem Druck, sich an die dominanten Normen anzupassen. Ich konnte beobachten, dass dieser objektive Unterschied auch bei einem nicht „kulturell“ bedingten Konflikt zwischen einer schwarzen und einer weißen Deutschen zu systematischen Perspektivunterschieden führt, die denen von interkulturellen Missverständnissen ähneln. Dass diese Perspektivunterschiede asymmetrisch strukturiert sind, kann besser als der Verweis auf kulturelle Differenzen erklären, warum interkulturelle Konflikte so leicht eskalieren.

Außerdem wird in den Interaktionen der antirassistischen Gruppen deutlich, wie machtasymmetrische Konflikte zur Stabilisierung von Rassismus beitragen: Weil die rassistisch dominanten Mitglieder der Gruppen stets mit für sie unerklärlichen Rassismuskorrekturen rechnen, vermeiden sie Konflikte mit rassistisch dominierten so lange wie möglich. Sie beklagen immer wieder, dass man mit MigrantInnen nicht streiten könne, reagieren aber ziemlich scharf, wenn es trotz aller Vorsicht zu einem Konflikt kommt. Interessanterweise bemühen sich die rassistisch dominierten Gruppenmitglieder im Gegenzug, die Konfliktaustragung zu erleichtern. In drei Gruppen waren es MigrantInnen oder schwarze Deutsche, die im Alleingang moralische Tabus der Gruppe in Frage stellten und so die offene Auseinandersetzung förderten. Damit erschwert die objektive Machtasymmetrie die Konfliktbearbeitung. Wenn diese dann misslingt, entstehen populäre Mythen über die Unmöglichkeit, mit MigrantInnen zu streiten, die ihrerseits rassistische Ungleichheit verfestigen.

Mittelschichtshabitus

Die Einheit des Rassismus, von der die konventionelle Rassismusforschung ausgeht, führt dazu, dass in erster Linie die klassenspezifischen Praktiken und Diskurse der unteren Klassen beschrieben werden. Diese sind inhaltlich explizit und daher leicht erkennbar. Außerdem lässt eine solche definitorische Verengung die herrschenden Klassen als nicht rassistisch erscheinen. Ich rekonstruierte Rassismus und Antirassismus im Zusammenhang mit der habituellen Übereinstimmung und Distinktion der gebildeten Mittelschicht. Da sich die gebildete Mittelschicht v.a. durch ihr überlegenes kulturelles Kapital von anderen Klassen positiv unterscheidet, beschäftigt sie sich häufig mit moralischen Anliegen. Als Zeichen von Bildung, von Progressivität und von internationaler Orientierung kann Antirassismus zumindest für bestimmte Milieus nicht nur aus persönlichen Gründen, sondern auch objektiv attraktiv werden. Das antirassistische Engagement, das so entsteht, bleibt jedoch ein Tiger ohne Zähne: Zwar sind die Gruppen intensiv auf der Suche nach Lösungen für das soziale



Problem des Rassismus. Die Rassismuskonzepte, die gruppenübergreifend bevorzugt werden, sind jedoch fast nur für aufklärerische Strategien geeignet. Sie werden auch dann beibehalten, wenn andere Konzepte nötig wären, wenn die jeweilige Gruppe also mit ihrer Problemdeutung nicht weiterkommt. Zum Beispiel individualisiert die Mehrzahl der Gruppen Rassismus als Persönlichkeitsdefizit von RassistInnen, während strukturbezogene Lösungsansätze, z.B. Quotierungen im Verlauf der fünf Reflexionstage mit antirassistischen Gruppen nicht einmal erwähnt werden. Damit ist nicht gesagt, dass sich die antirassistischen Gruppen nicht politisch für Quoten einsetzen. Aber selbst die linksradikale Gruppe, die als einzige explizit über rassistische Strukturen und deren überindividuelle Effekte sprach, schreckte davor zurück, die eigenen Organisationsformen zu reformieren. Die gebildete Mittelschicht neigt dazu, das Problem des Rassismus auf normative Defizite in individuellen Köpfen zu verkürzen, und das bringt die antirassistischen Gruppen immer wieder in Sackgassen, aus denen sie nur durch ein Verständnis der strukturellen Widersprüche, in denen sich weiße deutsche AntirassistInnen bewegen, herausfinden könnten.

Für die antirassistische Praxis von rassistisch Dominanten enthält diese Analyse eine Chance und ein Risiko. Die Chance besteht darin, sich über die eigene widersprüchliche Position im sozialen Raum klarer zu werden und dabei neue Legitimationen und Motivationen für antirassistisches Engagement zu entdecken. Auch rassistisch Dominante können sich mit gutem Grund gegen Rassismus engagieren. Nicht nur, weil sie sich wie die von Marianne zitierte Lehrerin mit allen Unterdrückten dieser Erde identifizieren, sondern weil sie im eigenen Namen, auf eigene Rechnung und in einer offenen politischen Auseinandersetzung eine Gesellschaftsform durchsetzen wollen, die ihren Interessen entgegenkommt. Zum Beispiel ist es im Interesse der gebildeten Mittelschicht, wenn Mobilität nicht bestraft wird und wenn die Fähigkeit, sich in mehreren Kulturen zu bewegen, etwas wert ist. Zugleich tritt sie in Konkurrenz zu den sozialen AufsteigerInnen aus den rassistisch dominierten Klassen und wird dazu neigen, deren kulturelles Kapital zu delegitimieren. Es ist eine politische Frage, ob sich in Zukunft das gemeinsame Engagement für die punktuell gemeinsamen Interessen oder die Konkurrenz durchsetzt. Und diese politische Frage wird nicht zuletzt zwischen den Fraktionen der rassistisch dominanten herrschenden Klassen ausgekämpft werden, die sich national orientieren und jenen, die sich supra-, trans- oder internationale Optionen offen halten wollen. Wenn man die symbolischen Kämpfe über Rassismus nicht als die rein moralische Frage missversteht, als die sie zwangsläufig dargestellt werden muss, ist es nicht länger notwendig, die unteren Klassen als „dumm“ zu verkaufen, sondern man kann zeigen, dass genau wie in den oberen Klassen eine Fraktion gute Gründe hat, nationale Protektionismen zu bewahren, während andere sich mit ebenso guten Gründen antirassistisch orientieren.

Das Risiko der Analyse besteht darin, dass sie die Skepsis gegenüber der moralischen Überlegenheit der moralischen UnternehmerInnen schürt. Nor-

Perspektiven  
für antirassis-  
tische Praxis

mative Klarheiten sind aber in symbolischen Kämpfen das A und O. Und wenn man sich aus Überzeugung gegen Rassismus engagiert und tagtäglich erbost und frustriert darüber ist, wie nicht nur Rechtsextreme, sondern auch der „Rechtsstaat“ mit rassistisch Dominierten umspringen kann, ohne nennenswerten Protest hervorzurufen, fällt es schwer, diese unmittelbare Eingebundenheit durch soziologische Rekonstruktionen zu relativieren.

Der Erfolg sozialer Bewegungen bestimmt sich aber nicht nur durch deren Protestpotenzial. Sie müssen aufrütteln, aber sie müssen auch Wege aufzeigen, die das wohlverstandene und langfristige Eigeninteresse möglichst breiter Kreise berühren. So gesehen könnte es nützlich sein, nach strukturverändernden und eigennützigen Gründen für das antirassistische Engagement von HäretikerInnen zu suchen.

Kultur und  
Struktur

Die Spezifik des Rassismus als stabile und objektive soziale Struktur, die in flexiblen, klassen- und situationsspezifischen kulturellen Übereinkünften reproduziert oder in symbolischen Kämpfen verschärft bzw. angegriffen wird, erklärt, warum Rassismus weder von strukturalistischen noch von kulturalistischen Modellen zur Gänze erfasst werden kann. Konflikte über Rassismus lassen sich als komplexe Verbindung von objektivem Interesse und kulturell vermittelter Moral deuten. Dass rassistisch Dominante ökonomisch, politisch, juristisch und sozial von Rassismus profitieren, ist genauso bedeutsam für die Erklärung ihrer rassismusrelevanten Diskurse und Praktiken wie der Umstand, dass sie mit gerechten Anliegen sympathisieren und sich in symbolischen Kämpfen gegen Rassismus engagieren. Beide Prinzipien sind notwendig, wenn man erklären will, warum in manchen Konflikten die „Schwachen“ als „Gute“ Erfolg haben, und warum sich Menschen entgegen ihren eigenen materiellen Interessen engagieren.

## Anhang

Sequenz	Textart	Seitenzahl
Linksradikale Gruppe		
„Eröffnung“	Diskussion	124, 144f, 209, 341
„Separatismus“	Diskussion	124, 149
„Doktorarbeiten“	Diskussion	124, 153, 157, 161ff, 166f, 169, 171, 173, 187, 193, 206, 227, 232, 257, 273, 289, 305, 310, 341
„Frau Özdemir“	Rollenspiel	124, 229ff, 242, 284f, 295, 344
Stadtpolitische Gruppe		
„Philharmonie“	Diskussion	125, 174, 234ff, 329
„Wörter“	Diskussion	125, 294, 314ff, 318ff, 338
„Meerschweinchen“	1. Rollenspiel	125, 176, 249, 251, 254, 303
„Statusgerangel“	2. Rollenspiel	125, 176, 303, 311
„Grillparty“	3. Rollenspiel	126, 176ff, 185, 187, 196, 214, 238, 249, 303, 339
Feministische Gruppe		
„Unterwanderung“	Diskussion	127, 203, 261, 290
„Ecke“	Diskussion	126, 189, 271, 331
„Offene Fragen“	Rollenspiel- auswertung	126, 271, 274f, 275
Trainergruppe		
„Gratwanderungen“	Diskussion	128, 293

Abbildung 10: Überblick über die analysierten Sequenzen

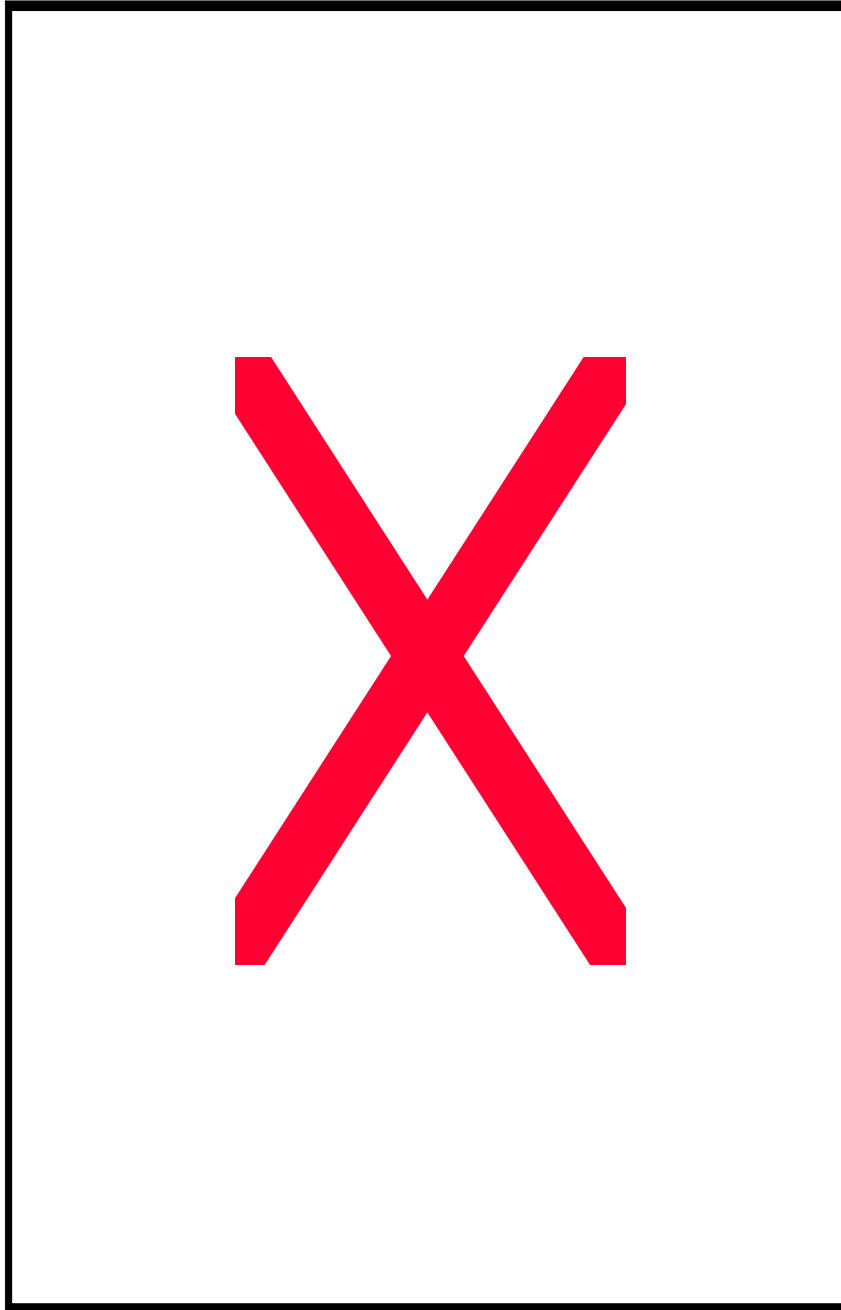


Abbildung 11: Vorderseite des Werbeblatts

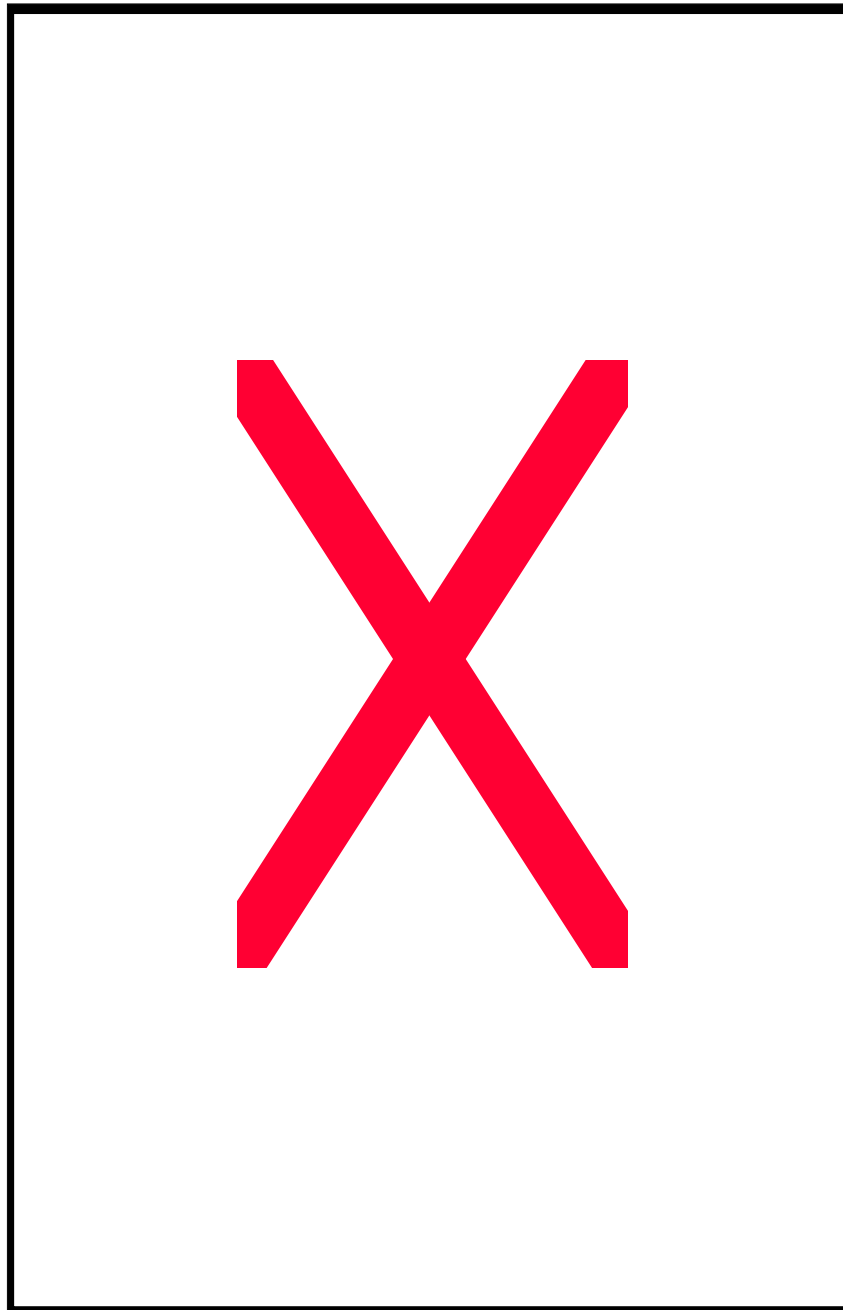


Abbildung 12: Rückseite des Werbeblatts

<b>Gruppe</b>	<b>Zeit</b>	<b>Gruppen zusammensetzung</b>	<b>Kontext und offizielles Diskussionsthema</b>
Links- radikale Gruppe	April 1997	Antirassistische linksradikale Ehrenamtlichen- Gruppe	Themenblock „Warum machen bei uns so wenige MigrantInnen mit?“ im Rahmen eines selbst organisierten Wochenendes
Stadt- politische Gruppe	Okt. 1997	Interessierte aus Flüchtlingsrat und Aus- länderreferat	Workshoptag „Umgang mit Diskriminierung“
Femini- stische Gruppe	Dez. 1997	Arbeitsgruppe zu Antisemitismus in ei- ner Partei, arbeitet un- ter feministischer Per- spektive	Workshoptag „Frauen – Feministische Politik – Antisemitismus. Eine Position finden.“
Trainer- gruppe	Jan. 1998	Antirassistische/ kulturübergreifende TrainerInnen	Workshoptag „Eine neue antirassistische/ kul- turübergreifende Bildungsarbeit entwickeln“
Flüchtlings- sozialarbei- terInnen	Feb. 1998	Interkulturelles Projekt (mit hauptberuflichen Flüchtlingssozial- arbeiterInnen)	Workshoptag „Voreingenommenheiten“
Feministi- sche Kon- trastgruppe	Juni 1996	Studentinnen mit einem international ausgerichteten Studienfach	Diskussion im Rahmen eines bundesweiten Treffens zum Thema „Weibliche Beschneidung“
Kontrast- gruppe	Juni 1997	Teilnehmerinnen einer pädagogisch-psycho- logischen Fortbildung	Keine Diskussion, nur ein Rol- lenspiel im Rahmen der Fortbil- dung

Abbildung 13: Überblick über die Gruppen

<b>Wichtige Diskussionsthemen</b>	<b>Rollenspielthema</b>
Ursachen für die Unterrepräsentanz von MigrantInnen in der Gruppe	<i>Neue MigrantInnen in der Gruppe</i> Vier MigrantInnen kommen neu zum wöchentlichen Treffen der Gruppe. Zwei von ihnen haben Interesse an einer Mitarbeit. Zwei gehören bereits einer türkisch-kurdischen Frauengruppe an.
Was ist rassistische Diskriminierung? Welche Worte und welche Arten von Aufmerksamkeit sind diskriminierend?	<i>Vorurteile im Freundeskreis</i> Eine mit einem Türken verheiratete Deutsche besucht ein befreundetes deutsches Pärchen, die gerade aus einem Türkeiurlaub zurückgekommen sind. Sie versucht, mit den abfälligen Bemerkungen ihrer FreundInnen umzugehen. Der Ehemann ist nicht anwesend, hört aber aus seiner Rolle heraus mit. (Drei Spieldurchgänge)
Eigene Erfahrungen mit Antisemitismus und Rassismus. Bedeutung des Themas Antisemitismus in der Politik	<i>Öffentliche Podiumsdiskussion</i> Eine Grüne Politikerin und eine Vertreterin der Gruppe diskutieren öffentlich und konfrontativ miteinander. „Neutra“, die evtl. als Wählerin gewonnen werden könnte, sitzt mit auf dem Podium. (Drei Spieldurchgänge)
Eine pädagogische Haltung entwickeln, die sich nicht mehr an übergeordneten moralischen Normen orientiert.	<i>Strukturelle Bedeutung der Trainings*</i> Drei politische AuftraggeberInnen, zwei Rechte, der „Teile und Herrsche“-Geist des Rassismus und eine Trainingsteilnehmerin sprechen über ein Training der Gruppe.
Der Zusammenhang zwischen Voreingenommenheiten und negativen Erfahrungen in der Flüchtlingsarbeit	<i>Vorurteile auf dem Amt</i> Ein Sozialarbeiter begleitet einen Flüchtling zum Sozialamt. (Zwei Spieldurchgänge)
Wie gehen wir als Frauen mit dieser pathologischen Praxis um?	<i>Diskussion über Beschneidung*</i> Zwei Afrikaner, zwei beschnittene Afrikanerinnen, zwei Kolonialisten, zwei konservative Deutsche und eine Ethnologin diskutieren im Anschluss an eine Tagung über „Weibliche Beschneidung“
	<i>Vorurteile unter KollegInnen</i> In einem Lehrerkollegium äußert sich eine Lehrerin in der Pause abfällig über bosnische Flüchtlinge. Die anderen versuchen zu widersprechen.

\* Wurde von der Leitung vorgegeben und nur in geringem Maße von der Gruppe erarbeitet.

<b>Text</b>	<b>Gruppe</b>	<b>Textart</b>
P1	Linksradikale Gruppe	Diskussion
P 2	Linksradikale Gruppe	Vorbereitungsprotokoll
P 3	Linksradikale Gruppe	Vorbereitungsprotokoll
P 5	Linksradikale Gruppe	Rollenspiel
P 6	Linksradikale Gruppe	Vorbereitungsprotokoll
P 8	Feministische Kontrollgruppe	Vorbereitungsprotokoll
P 9	Feministische Kontrollgruppe	Rollenspiel
P10	Feministische Kontrollgruppe	Diskussion
P11	Friedenspolitische Gruppe	Vorbereitungsprotokoll
P12	Linksradikale Gruppe	Diskussion (Nachtranskription)
P13	Linksradikale Gruppe	Rollenspiel (Nachtranskription)
P14	Stadtpolitische Gruppe	Fragebogenauswertung
P15	Stadtpolitische Gruppe	Vorbereitungsprotokoll
P16	Stadtpolitische Gruppe	Rollenspiel
P17	Stadtpolitische Gruppe	Rollenspiel
P18	Feministische Gruppe	Rollenspiel
P19	Feministische Gruppe	Rollenspiel
P20	Feministische Gruppe	Vorbereitungsprotokoll
P22	Feministische Gruppe	Vorbereitungsprotokoll
P23	Feministische Gruppe	Vorbereitungsprotokoll
P24	Stadtpolitische Gruppe	Rollenspiel
P25	Stadtpolitische Gruppe	Diskussion
P28	Stadtpolitische Gruppe	Rollenspielauswertung
P29	Fachhochschulgruppe	Beobachtungsprotokoll
P30	Trainergruppe	Vorbereitungsprotokoll
P31	Trainergruppe	Vorbereitungsprotokoll
P32	Trainergruppe	Fragebogenauswertung
P33	Trainergruppe	Diskussion
P35	Feministische Gruppe	Rollenspielauswertung
P36	Feministische Gruppe	Diskussion
P37	FlüchtlingssozialarbeiterInnen	Fragebogenauswertung
P38	Feministische Gruppe	Fragebogenauswertung
P39	Feministische Gruppe	Rollenspiel
P41	Feministische Gruppe	Nachbereitungsprotokoll
P42	Kontrollgruppe	Rollenspiel
P43	FlüchtlingssozialarbeiterInnen	Diskussion

Abbildung 14: Aufstellung der zitierten Texte



## Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor, W., Horkheimer, Max & Bettelheim, Bruno. (1968). *Der autoritäre Charakter. Studien über Autorität und Vorurteil*. Amsterdam: De Munter.
- Aktion Courage e.V. – SOS Rassismus. (1998). *Rassismus (Inter) National. Rassismus am Pranger. Internationale Organisationen klagen an*.
- Allport, Gordon W. (1971). *Die Natur des Vorurteils*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Althoff, Martina. (1998). *Die soziale Konstruktion von Fremdenfeindlichkeit*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Anthias, Floya & Yuval-Davis, Nira. (1992). *Racialized boundaries. Race, nation, gender, colour, and class and the anti-racist struggle*. London, New York: Routledge.
- Applebaum, Barbara. (1997). Good liberal intentions are not enough – Racism, intentions and moral responsibility. *Journal of Moral Education*, 26(4) 409-421.
- Avruch, Kevin. (1991). Introduction: Culture and conflict resolution. In Kevin Avruch, Peter W. Black & Joseph A. Scimecca (Hrsg.), *Conflict resolution. Cross-cultural perspectives* (S. 1-18). New York, Westport, London: Greenwood Press.
- Avruch, Kevin. (1998). *Culture and conflict resolution*. Washington: United States Institute of Peace Press.
- Attia, Iman, Basqué, Monika, Kornfeld, Ursula, Lwanga, Gotlinde M., Rommelspacher, Birgit, Teimoori, Pari, Vogelmann, Silvia & Wachendorfer, Ursula (Hrsg.) (1995). *Multikulturelle Gesellschaft, Monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit*. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Baader, Maria. (1993). Zum Abschied. Über den Versuch, als jüdische Feministin in der Berliner Frauenszene einen Platz zu finden. In Ika Hügel et al. (Hrsg.), *Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung* (S. 82-94). Berlin: Orlanda.
- Bade, Klaus J. (1996). *Migration – Ethnizität – Konflikt. Systemfragen und Fallstudien*. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch.
- Bader, Veit M. (1995). *Rassismus, Ethnizität, Bürgerschaft: Soziologische und philosophische Überlegungen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bader, Veit M. (1998). Ethnizität, Rassismus und Klassen. In Veit M. Bader, Albert Benschop, Michael R. Krätke & Werner van Treek (Hrsg.), *Die Wiederentdeckung der Klassen* (S. 96-125). Hamburg, Berlin: Argument.
- Bader, Veit M., Benschop, Albert, Krätke, Michael R. & van Treek, Werner (Hrsg.). (1998). *Die Wiederentdeckung der Klassen*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Balibar, Etienne. (1990). Gibt es einen „neuen Rassismus“? In Etienne Balibar & Immanuel Wallerstein (Hrsg.), *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten* (S. 23-38). Hamburg, Berlin: Argument.
- Balibar, Etienne & Wallerstein, Immanuel. (1990). *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Barker, Martin. (1981). *The new racism. Conservatives and the ideology of the tribe*. London: Junction Books.
- Barlösius, Eva. (1998). Nahrung als Kommunikationsmittel. In Hans-Peter Waldhoff, Dursun Tan, Elcin Kürsat-Ahlers (Hrsg.), *Brücken zwischen Zivilisationen*. Frankfurt/M.: IKO.
- Bar-On, Dan. (1990). Children of perpetrators of the holocaust: Moral and psychological after-effects. *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, XIX, 117-135.
- Bar-On, Dan. (1993). *Last des Schweigens*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Bar-On, Dan. (1997). „The other within me“: Israel as a laboratory of condensed interaction of conflicts. Paper presented at the 10th Annual Conference of the International Association for Conflict Management (IACM), Bonn, Germany, June 15-18, 1997.
- Bar-On, Dan & Charny, Israel W. (1992). The logic of moral argumentations of children of the Nazi era in Germany. *International Journal of Group Tensions*, 22(1) 2-19.
- Barth, Frederik. (1969). *Ethnic groups and boundaries. The social organization of culture-difference*. Bergen, Oslo, Tromsø: Universitetsforlaget.

- Battaglia, Santana. (1995). Interaktive Konstruktion von Fremdheit. Alltagskommunikationen von Menschen binationaler Abstammung. *Journal für Psychologie*, 3(3) 16-23.
- Beck, Ulrich. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich, Giddens, Anthony & Lash, Scott. (1994). *Reflexive modernisation. Politics, tradition and aesthetics in the modern social order*. Cambridge: Polity Press.
- Beckmann, Herbert (Hrsg.). (1993). *Angegriffen und bedroht in Deutschland. Selbstzeugnisse, Berichte, Analysen*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Benjamin, Jessica. (1990). *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Basel, Frankfurt/M.: Stroemfeld/ Roter Stern.
- Bentley, G. Carter. (1987). Ethnicity and practise. *Comparative Studies in Society and History*, 29, 24-55.
- Benz, Wolfgang (Hrsg.). (1992). *Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte*. München: dtv.
- Bereswill, Mechthild. (1996). *Alleinreisende Frauen zwischen Selbst und Welterfahrung*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Bergmann, Werner & Erb, Rainer. (1991). *Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946 – 1989*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bielefeld, Ulrich (Hrsg.). (1998 / 1992). *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt?*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Billig, Michael. (1985). Prejudice, categorization and particularization: From a perceptual to a rhetorical approach. *European Journal of Social Psychology*, 15, 70-103.
- Billig, Michael. (1995). *Banal nationalism*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Blauner, Bob. (1995). White radicals, white liberals, and white people: Rebuilding the anti-racist coalition. In Benjamin P. Bowser (Hrsg.), *Racism and anti-racism in world perspective* (S. 115-137). London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Blumer, Herbert. (1958). Race prejudice as a sense of group position. *Pacific Sociological Review*, 1, 3-7.
- Boal, Augusto. (1985). *Die Praxis des Theaters der Unterdrückten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bobo, Lawrence. (1988). Group conflict, prejudice, and the paradox of contemporary racial attitudes. In Phyllis A. Katz & Dalmas A. Taylor (Hrsg.), *Eliminating racism* (S. 85-116). New York: Plenum.
- Bogardus, E. S. (1925). Measuring social distances. *Journal of Applied Sociology*, 9, 299-308.
- Bohn, Cornelia. (1991). *Habitus und Kapital. Ein kritischer Beitrag zur Sozialtheorie Bourdieus*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bohnsack, Ralf. (1999). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung* (3. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf, Loos, Peter, Schäffer, Burkhard & Wild, Bodo. (1995). *Die Suche nach der Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf & Nohl, Arnd-Michael. (1998). Adoleszenz und Migration – Empirische Zugänge einer praxeologisch fundierten Wissenssoziologie. In Ralf Bohnsack & Winfried Marotzki (Hrsg.), *Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung* (S. 260-282). Opladen: Leske + Budrich.
- Bonilla-Silva, Eduardo. (1997). Rethinking racism: Toward a structural interpretation. *American Sociological Review*, 62(3) 465-480.
- Bonnett, Alastair. (1993). *Radicalism, anti-racism and representation*. London: Routledge.
- Bourdieu, Pierre. (1979). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1982). *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt Sonderband 2, S. 183-198). Göttingen: Schwartz.
- Bourdieu, Pierre. (1985). *Sozialer Raum und „Klassen“*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1987). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1991a). Politisches Feld und symbolische Macht. *Berliner Jahrbuch Soziologie*, (4) 483-488.

- Bourdieu, Pierre. (1991b). *Language and Symbolic Power*. Cambridge: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre. (1991c). Identity and representation: Elements for a critical reflection on the idea of region. In *Language and symbolic power* (S. 220-228). Cambridge: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre. (1991d). On Symbolic Power. In *Language and Symbolic Power* (S. 163-170). Cambridge: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre. (1992). Sozialer Raum und Symbolische Macht. In *Rede und Antwort* (S. 135-154). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1993). *Soziologische Fragen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1994). Structures, habitus, power: Basis for a theory of symbolic power. In Nicholas B. Dirks, Geoff Eley & Sherry B. Ortner (Hrsg.), *Culture / Power / History* (S. 155-199). Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Bourdieu, Pierre. (1997a). Die männliche Herrschaft. In Irene Döllinger & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153-217). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1997b). Männliche Herrschaft revisited. *Feministische Studien*, (2) 88-99.
- Bourdieu, Pierre. (1997c). *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1998a). *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1998b). *La domination masculine*. Paris: Éditions du Seuil.
- Bourdieu, Pierre & Passeron, Jean-Claude. (1973). *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre & Wacquant, Loïc, J. D. (1996). *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bowser, Benjamin P. (Hrsg.) (1995). *Racism and anti-racism in world perspective*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Bowser, Benjamin P. & Hunt, Raymond G. (1996). *Impacts of racism on white Americans*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Brecht, Bertolt. (1982). Die Dreigroschenoper. In: *Die Stücke von Bertolt Brecht in einem Band* (S.165-202). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brislin, Richard W. (1981). *Cross-cultural encounters. Face-to-face interaction*. Boston: Allyn and Bacon.
- Brislin, Richard W. & Yoshida, Tomoko (Hrsg.) (1994). *Improving intercultural interactions. Modules for cross-cultural training programs*. Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage.
- Bröskamp, Bernd. (1993). Ethnische Grenzen des Geschmacks. Perspektiven einer praxeologischen Migrationsforschung. In Gunter Gebauer & Christof Wulf (Hrsg.), *Praxis und Ästhetik: Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus* (S. 174-207). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brown, Kevin M. (1985). Turning a blind eye: racial oppression and the unintended consequence of white „non-racism“. *The Sociological Review*, 33, 670-690.
- Brubaker, Rogers. (1996). *Nationalism reframed: nationhood and the national question in the new Eastern Europe*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bukow, Wolf-Dietrich & Llaryora, Roberto. (1993). *Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minderheiten* (2. Aufl.). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Butler, Judith. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butterwegge, Christoph (Hrsg.). (1997). *NS-Vergangenheit, Antisemitismus und Nationalismus in Deutschland: Beiträge zur politischen Kultur der Bundesrepublik und zur politischen Bildung*. Baden-Baden: FH Potsdam, Nomos.
- Butterwegge, Christoph. (1996). *Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt*. Darmstadt: Primus.
- Castro Varela, María del Mar. (1997). Psychologie und Antirassismus. In Paul Mecheril & Thomas Teo (Hrsg.), *Psychologie und Rassismus* (S. 243-258). Reinbek: Rowohlt.
- Castro Varela, María del Mar. (1998). Die Lage ist normal. Normalisierungsdiskurse in der Aus- und Weiterbildung. In María del Mar Castro Varela, Silvia Vogelmann, Sylvia Schulze & Anja Weiß (Hrsg.), *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie* (S. 117-128). Tübingen: dgvt-Verlag.
- CCCS (Centre for Contemporary Cultural Studies, Birmingham). (1982). *The empire strikes back. Race and racism in 70s Britain*. London: Hutchinson.
- Cernovsky, Zack Z. (1997). Pseudowissenschaftliche „Rassen“-Forschung der Gegenwart. In Paul Mecheril & Thomas Teo (Hrsg.), *Psychologie und Rassismus* (S. 73-94). Reinbek: Rowohlt.

- Charles, Carole. (1992). Transnationalism in the construct of Haitian migrants' racial categories of identity in New York City. In Nina Glick Schiller, Linda Basch & Cristina Blanc-Szanton (Hrsg.), *Towards a transnational perspective on migration: Race, class, ethnicity and nationalism reconsidered* (S. 101-124). New York: New York Academy of Sciences.
- Claussen, Detlev. (1994). *Was heißt Rassismus?*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Cohen, Philip. (1994). *Verbotene Spiele. Theorie und Praxis antirassistischer Erziehung*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Cohen, Philip. (1998 / 1992). Wir hassen Menschen, oder: Antirassismus und Antihumanismus. In Ulrich Bielefeld (Hrsg.), *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt?* (S. 311-336). Hamburg: Hamburger Edition.
- Cohen, R. (1990). *Culture and conflict in Egyptian-Israeli Relations: A dialogue of the deaf*. Bloomington: Indiana University Press.
- Cyrus, Norbert. (1997). Grenzkultur und Stigmamanagement. Mobile Ethnographie und Situationsanalyse eines irregulär beschäftigten polnischen Wanderarbeiters in Berlin. *kea*, (Winter) 83-104.
- Czollek, Leah. (1998). Sehnsucht nach Israel. In María del Mar Castro Varela, Silvia Vogelmann, Sylvia Schulze & Anja Weiß (Hrsg.), *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie* (S. 39-48). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Dankwort, Barbara & Lepp, Claudia (Hrsg.). (1997). *Von Grenzen und Ausgrenzung*. Marburg: Schüren.
- Davis, James F. (1992). *Who is black? One nation's definition*. University Park: Penn State Press.
- Demirovic, Alex & Paul, Gerd. (1996). *Demokratisches Selbstverständnis und die Herausforderung von rechts. Student und Politik in den neunziger Jahren*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Deutscher Antirassismus? Antirassistische Gruppen ziehen Bilanz. (1995). *Off Limits/ZAG*, (14).
- Devine, Patricia G. (1989). Stereotypes and prejudice: Their automatic and controlled components. *Journal of Personality and Social Psychology*, 56(1) 5-18.
- Dietrich, Ben. (1999). *Klassenfragmentierung im Postfordismus. Geschlecht, Arbeit, Rassismus, Marginalisierung*. Hamburg/Münster: Unrast.
- Dittrich, Eckhard J. & Radtke, Frank-Olaf (Hrsg.). (1990). *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dölling, Irene & Kraus, Beate (Hrsg.). (1997). *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dokumentations- und Informationszentrum für Rassismusforschung/D.I.R. (1996). *Tagungsdokumentation: Rassismus in den Wissenschaften*. Marburg: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft.
- Dollard, John & Dammschneider, Wolfgang (Hrsg.). (1970). *Frustration und Aggression*. Weinheim: Beltz.
- Eckart, Wolfgang. (1997). *Medizin und Kolonialimperialismus. Deutschland 1884-1945*. Paderborn: Schöningh.
- Eder, Klaus. (1985). *Geschichte als Lernprozeß? Zur Pathogenese politischer Modernität in Deutschland*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eder, Klaus (Hrsg.). (1989). *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eder, Klaus. (1990). Gleichheitsdiskurs und soziale Ungleichheit. Zur Frage nach den kulturellen Grundlagen sozialer Ungleichheit in der modernen Klassengesellschaft. In Hans Haferkamp (Hrsg.), *Sozialstruktur und Kultur* (S. 177-208). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eder, Klaus. (1993). *The new politics of class. Social movements and cultural dynamics in advanced societies*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Eder, Klaus. (1995). Does social class matter in the study of social movements? A theory of middle-class radicalism. In Louis Maheu (Hrsg.), *Social movements and social classes. The future of collective action* (S. 21-54). London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Eder, Klaus & Schmidtke, Oliver. (1998). Ethnische Mobilisierung und die Logik von Identitätskämpfen. Eine situationstheoretische Perspektive jenseits von „Rational Choice“. *Zeitschrift für Soziologie*, 27(6) 418-437.
- Elias, Norbert & Scotson, John L. (1993). *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Essed, Philomena. (1991). *Understanding everyday racism. An interdisciplinary theory*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Esser, Hartmut. (1996a). Die Definition der Situation. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48(1) 1-34.
- Esser, Hartmut. (1996b). Ethnische Konflikte als Auseinandersetzung um den Wert von kulturellem Kapital. In Wilhelm Heitmeyer & Rainer Dollase (Hrsg.), *Die bedrängte Toleranz* (S. 64-99). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ethnisierung und Ökonomie. (2000). *Prokla* 120, 30(3).
- Fanon, Franz. (1967). *Black skins. White masks*. New York: Grove Press.
- Favell, Adrian. (1997). *European citizenship and the incorporation of migrants and minorities in Europe: Emergence, transformation and effects of the new political field*. Paper presented at the 3<sup>rd</sup> Conference of the European Sociological Association, Aug 27-30th 1997, Colchester, GB.
- Feagin, Joe R. (1991). The continuing significance of race: Antiblack discrimination in public places. *American Sociological Review*, 56(Feb) 101-116.
- FeMigra (Feministische Migrantinnen, Frankfurt). (1994). Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In Cornelia Eichhorn & Sabine Grimm (Hrsg.), *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik* (S. 49-64). Berlin, Amsterdam: Edition ID-Archiv.
- Fine, Michelle, Weis, Lois, Powell, Linda C. & Wong, L. Mun (Hrsg.) (1997). *off white. Readings on race, power and society*. New York, London: Routledge.
- Fisher, Ronald J. (1990). *The social psychology of intergroup and international conflict resolution*. New York: Springer.
- Folson, Rose Baaba. (1994). Auswirkungen von rassistischer Gewalt. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 18(2) 15-26.
- Foucault, Michel. (1978). *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve.
- Frankenberg, Ruth. (1993). *The social construction of whiteness. White women race matters*. London: Routledge.
- Fraser, Nancy. (1989). *Unruly practices: Power, discourse and gender in contemporary theory*. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press.
- Freire, Paulo. (1973). *Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit*. Reinbek: Rowohlt.
- Frerichs, Petra & Steinrücke, Margareta (Hrsg.). (1993). *Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse*. Opladen: Leske + Budrich.
- Freud, Sigmund. (1982). *Das Unbehagen in der Kultur*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Frey, Dieter & Greif, Siegfried (Hrsg.). (1994). *Sozialpsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. Weinheim: PVU.
- Fuchs, Brigitte & Habinger, Gabriele (Hrsg.). (1996). *Rassismen & Feminismen*. Wien: Promedia.
- Gebauer, Gunter & Wulf, Christof. (1993). *Praxis und Ästhetik: Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Geertz, Clifford. (1987). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gellner, Ernest. (1993). *Nations and nationalism*. Oxford: Blackwell.
- Giddens, Anthony. (1995). *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Giegel, Hans-Joachim. (1989). Distinktionsstrategie oder Verstrickung in die Paradoxien gesellschaftlicher Umstrukturierung? Die Stellung der neuen sozialen Bewegungen im Raum der Klassenbeziehungen. In Klaus Eder (Hrsg.), *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis* (S. 143-187). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Giesen, Bernhard. (1983). Moralische Unternehmer und öffentliche Diskussion. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, (2) 230-54.
- Giesen, Bernhard (Hrsg.). (1991). *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Giesen, Bernhard. (1999). *Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gitlin, Todd. (1995). *The twilight of common dreams. Why America is wracked by culture wars*. New York: Henry Holt.

- Glick Schiller, Nina, Basch, Linda & Blanc-Szanton, Cristina (Hrsg.) (1992). *Towards a transnational perspective on migration: Race, class, ethnicity and nationalism reconsidered*. New York: New York Academy of Sciences.
- Goffman, Erving. (1980). *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. (1988). *Wir alle spielen Theater*. München, Zürich: Piper.
- Goldberg, Andreas, Mourinho, Dora & Ursula Kulke. (1995). Arbeitsmarkt-Diskriminierung gegenüber ausländischen Arbeitnehmern in Deutschland. In *International Migration Papers 7*. Genf: Internationale Arbeitsorganisation.
- Gomolla, Mechthild. (1998). Mechanismen institutionalisierter Diskriminierung in Bildungsorganisationen. In Hans-Peter Waldhoff, Dursun Tan, Elcin Kürsat-Ahlers (Hrsg.), *Brücken zwischen Zivilisationen* (S. 153-174). Frankfurt/M.: IKO.
- Gurr, Ted Robert. (1993). *Minorities at risk. A global view of ethno-political conflicts*. Washington: United States Institute of Peace Press.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación. (1999). *Intellektuelle Migrantinnen - Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Habermas, Jürgen. (1996). *Die Einbeziehung des Anderen: Studien zur politischen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Haferkamp, Hans (Hrsg.). (1990). *Sozialstruktur und Kultur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Halfmann, Jost & Michael Bommers. (1998). Staatsbürgerschaft, Inklusionsvermittlung und Migration. Zum Souveränitätsverlust des Wohlfahrtsstaates. In Michael Bommers & Jost Halfmann (Hrsg.), *Migration in nationalen Wohlfahrtsstaaten. Theoretische und vergleichende Untersuchungen* (S. 81-101). Osnabrück: Universitätsverlag Rasch.
- Hall, John R. (1992). The capital(s) of cultures: A nonholistic approach to status situations, class, gender, and ethnicity. In Michèle Lamont & Marcel Fournier (Hrsg.), *Cultivating differences: Symbolic boundaries and the making of inequality* (S. 257-288). Chicago: University of Chicago Press.
- Hall, Stuart. (1989). Rassismus als ideologischer Diskurs. *Das Argument*, 178, 913-921.
- Hall, Stuart. (1994). *Rassismus und Kulturelle Identität*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Harding, Sandra. (1990). *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Haug, Wolfgang Fritz. (1992). Zur Dialektik des Anti-Rassismus. Erkundungen auf einem Feld voller Fallstricke. *Das Argument*, 191, 27-52.
- Haumersen, Petra & Liebe, Frank. (1998). Interkulturelle Mediation. Empirisch-analytische Annäherung an die Bedeutung von kulturellen Unterschieden (Werkstattpapier). In Lothar Breidenstein, Doron Kiesel & Jörg Walthert (Hrsg.), *Migration, Konflikt und Mediation. Zum interkulturellen Diskurs in der Jugendarbeit* (S. 135-156). Frankfurt/M.: Haag und Herchen.
- Heitmeyer, Wilhelm. (1992). Die Gefahren eines „schwärmerischen Antirassismus“. *Das Argument*, 195, 675-684.
- Heitmeyer, Wilhelm. (1996). Ethnisch-kulturelle Konfliktdynamiken in gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen. In Wilhelm Heitmeyer & Dollase, Rainer (Hrsg.), *Die bedrängte Toleranz* (S. 31-63). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Heitmeyer, Wilhelm, Collmann, Birgit & Jutta Conrads. (1998). *Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus*. Weinheim, München: Juventa.
- Helen (Charles). (1992). Whiteness – The relevance of politically colouring the „non“. In Hilary Hinds et al. (Hrsg.), *Working out: New directions for women's studies* (S. 29-35). Washington: The Falmer Press.
- Helms, Janet (Hrsg.) (1990). *Black and white racial identity: Theory, research and practice*. New York, Westport, London: Greenwood Press.
- Heppekausen, Jutta. (1995). Antirassistische Theaterworkshops. In P. Wlecklik (Hrsg.), *Frauen und Rechtsextremismus* (S. 140-153). Göttingen: Lamuv.
- Heß, Sabine & Linder, Andreas. (1997). *Antirassistische Identitäten in Bewegung*. Tübingen: Edition Discord.
- Hirschman, Albert O. (1992). *Denken gegen die Zukunft. Die Rhetorik der Reaktion*. München, Wien: Carl Hanser.
- Hirschman, Albert O. (1994). Wieviel Gemeinsinn braucht die liberale Gesellschaft? *Leviathan*, 22(2) 293-304.

- Hitzler, Ronald & Honer, Anne (Hrsg.). (1997). *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hoffmann-Nowotny, Hans Joachim. (1973). *Soziologie des Fremdarbeiterproblems*. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Holzcamp, Klaus. (1985). *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Holzcamp, Klaus. (1994). Antirassistische Erziehung als Änderung rassistischer „Einstellungen“? Funktionskritik und subjektwissenschaftliche Alternative. *Das Argument*, (1) 41-58.
- hooks, bell. (1994). *Black Looks. Popkultur – Medien – Rassismus*. Berlin: Orlanda.
- hooks, bell. (1996). *Sehnsucht und Widerstand. Kultur Ethnie Geschlecht*. Berlin: Orlanda.
- Hopf, Christel & Weingarten, Elmar. (1979). *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hopkins, Nick, Reicher, Steve & Mark Levine. (1997). On the parallels between social cognition and the „new racism“. *British Journal of Social Psychology*, 36(Sep) 305-329.
- Howitt, Dennis & Owusu-Bempah, J. (1994). *The racism of psychology. Time for change*. New York, London, Toronto, Sydney, Tokyo, Singapore: Harvester Wheatsheaf.
- Hügel, Ika, Lange, Chris, Ayim, May, Bubeck Ilona, Aktas, Gülsen & Schultz, Dagmar (Hrsg.). (1993). *Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda.
- Inowlocki, Lena. (1996). „Das reiht sich mir so nach und nach auf ne Perlenkette auf“: Wie das Verstehen des Beraters abreißt. In Rainer Kokemohr & Hans-Christoph Koller (Hrsg.), *„Jeder Deutsche kann das verstehen.“ Probleme im interkulturellen Arbeitsgespräch* (S. 43-60). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Institut für Migrations- und Rassismusforschung (Hrsg.). (1992). *Rassismus und Migration in Europa*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Institut für Sozialforschung (Hrsg.). (1992). *Aspekte der Fremdenfeindlichkeit. Beiträge zur aktuellen Diskussion*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Institut für Sozialforschung (Hrsg.). (1994). *Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Studien zur aktuellen Entwicklung*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Jackman, M. R. (1996). Individualism, self-interest, and white racism. *Social Science Quarterly*, 77(4) 760-767.
- Jäger, Siegfried (Hrsg.). (1994). *Anti-rassistische Praxen. Konzepte – Erfahrungen – Forschung*. Duisburg: DISS.
- Jäger, Siegfried. (1996). *BrandSätze. Rassismus im Alltag*. Duisburg: DISS.
- Janning, Frank. (1991). *Pierre Bourdieus Theorie der Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jaspers, Karl. (1965). *Die Schuldfrage. Von der politischen Haftung Deutschlands*. München: Piper.
- Jenkins, Richard. (1997). *Rethinking ethnicity. Arguments and explorations*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Joas, Hans. (1992). *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kalpaka, Annita & Rätzsch, Nora (Hrsg.). (1990). *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein*. Leer: Mundo.
- Kleining, Gerhard. (1991). Das qualitative Experiment. In Uwe Flick, Ernst v. Kardorff, Heiner Keupp, Lutz v. Rosenstiel & Stephan Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung* (S. 263-266). Weinheim: PVU.
- Kivel, Paul. (1996). *Uprooting racism – How White people can work for racial justice*. Philadelphia: New Society.
- Kliche, Thomas. (1998). Vom Feindbild zum Fluktuat. „Islam“ als mediales Feld flexibler diskursiver Ausgrenzung. In Ronald Hitzler & Helge Peters (Hrsg.), *Inszenierung: Innere Sicherheit. Daten und Diskurse* (S. 25-38). Opladen: Leske + Budrich.
- Knapp, Gudrun-Axeli. (1992). Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 287-321). Freiburg: Kore.
- Knorr-Cetina, Karin. (1988). The micro-social order. Towards a reconception. In Nigel Fielding (Hrsg.), *Actions and structure* (S. 20-53). London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Knowles, Louis L. & Prewitt, Kenneth. (1969). *Institutional racism in America*. Patterson, NJ: Prentice Hall.
- Körper, Karen. (1998). Ethnizität und Wohlfahrtsstaat. In Peter A. Berger & Michael Vester (Hrsg.), *Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen* (S. 351-362). Opladen: Leske + Budrich.

- Kokemohr, Rainer & Koller, Hans-Christoph (Hrsg.). (1996). „Jeder Deutsche kann das verstehen.“ *Probleme im interkulturellen Arbeitsgespräch*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Koopmans, Ruud & Statham, Paul. (1998a). *Challenging the liberal nation-state? Postnationalism, multiculturalism, and the collective claims-making of migrants and ethnic minorities in Britain and Germany*. Discussion Paper FS III 98-105. Wissenschaftszentrum Berlin.
- Koopmans, Ruud & Statham, Paul. (1998b). *Political claims analysis: From „protest events“ and „frames“ to strategic claims-making in multi-organizational fields*. Unpublished Paper.
- Koppetsch, Cornelia & Burkart, Günter. (1997). Die Illusion der Emanzipation. Zur häuslichen Arbeitsteilung in Partnerschaften. In Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. 28. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Band 2* (S. 415-418). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Koppetsch, Cornelia & Burkart, Günter. (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit lateraler Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Kowalsky, Wolfgang. (1992). Moralischer Anti-Rassismus. *Das Argument*, 195, 695-701.
- Kreckel, Reinhard. (1991). Geschlechtssensibilisierte Soziologie. Können askriptive Merkmale eine vernünftige Gesellschaftstheorie begründen? In Wolfgang Zapf (Hrsg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt/ M.* (S. 370-382). Frankfurt/M., New York: Campus Verlag.
- Kreckel, Reinhard. (1997). *Politische Soziologie der Sozialen Ungleichheit*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Kronauer, Martin. (1998). „Exklusion“ in der Systemtheorie und in der Armutsforschung. Anmerkungen zu einer problematischen Beziehung. *Zeitschrift für Sozialreform*, 44(11/12) 755-768.
- Kronauer, Martin. (1999). Die Innen-Außen-Spaltung der Gesellschaft. Eine Verteidigung des Exklusionsbegriffs gegen seinen mystifizierenden Gebrauch. *SOFI-Mitteilungen*, 27.
- Lakein, Diane. (in Druck). Linke AktivistInnen und die Politik des Schweigens. Umgang mit rassistisch verstandenen Konflikten in der antirassistischen Szene. In Thomas Hauschild & Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.), *Inspecting Germany*. Konstanz: UVK
- Lamnek, Siegfried. (1998). *Gruppendiskussion. Theorie und Praxis*. Weinheim: PVU.
- Lamont, Michèle & Fournier, Marcel (Hrsg.) (1992). *Cultivating differences: Symbolic boundaries and the making of inequality*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- LaPiere, R. T. (1934). Attitudes versus action. *Social Forces*, 13, 230-237.
- Lash, Scott & Friedman, Jonathan (Hrsg.) (1992). *Modernity and identity*. Cambridge, MA, Oxford, UK: Blackwell Publishers.
- Legge, Jerome S. (1997). Exploring the symbolic racism thesis – The German sense of responsibility for the Jews. *Polity*, 30(3) 531-545.
- Lehning, Percy B. (1998). Towards a multicultural civil society: The role of social capital and democratic citizenship. *Government and Opposition*, 33(2) 221-242.
- Lenz, Ilse. (1995). Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit. In Regina Becker-Schmidt & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften* (S. 19-46). Frankfurt/M., New York: Campus.
- Lepsius, M. Rainer. (1993). Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung. In *Demokratie in Deutschland: Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze* (S. 303-314). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Lewontin, R. C., Rose, Steven & Kamin, Leon J. (1984). *Not in our genes. Biology, ideology and human nature*. New York: Pantheon.
- Lightfoot-Klein, Hanny. (1996). *Das grausame Ritual*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Linke, Uli. (1997). Gendered difference, violent imagination: Blood, race, nation. *American Anthropologist*, 99(3) 559-574.
- Loos, Peter. (1999). *Zwischen pragmatischer und moralischer Ordnung. Der männliche Blick auf das Geschlechterverhältnis im Milieuvvergleich*. Opladen: Leske + Budrich.
- Loos, Peter & Burkhard Schäfer. (2001). *Das Gruppendiskussionsverfahren*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lutz, Helma, Phoenix, Ann & Yuval-Davis, Nira (Hrsg.) (1995). *Crossfires – Nationalism, racism and gender in Europe*. London, East Haven, CT: Pluto.
- Lwanga, Gotlinde M. (1998). Weiße Mütter – Schwarze Kinder. Über das Leben mit rassistischen Konstruktionen von Fremdheit und Gleichheit. In María del Mar Castro Varela, Sylvia Schulze, Silvia Vogelmann, Anja Weiß (Hrsg.), *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie* (S. 187-213). Tübingen: dgvt.



- Mackert, Jürgen. (1998). *Kampf um Zugehörigkeit. Nationale Staatsbürgerschaft als Modus sozialer Schließung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MacGregor, Brent & Morrison, David E. (1995). From focus groups to editing groups: A new method of reception analysis. *Media, Culture & Society*, 17, 141-150.
- Magiros, Angelika. (1995). *Foucaults Beitrag zur Rassismustheorie*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Mahrad, Ahmad. (1994). Zur Glaubwürdigkeit des euro-atlantischen Universalitätsanspruches der Menschenrechte in der Dritten Welt. In Jutta Koch & Regine Mehl (Hrsg.), *Politik der Einmischung: Zwischen Konfliktprävention und Krisenintervention* (S. 164-179). Baden-Baden: Nomos.
- Mamozai, Martha. (1989). *Schwarze Frau, Weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Mangold, Werner. (1960). *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens*. Frankfurt/ M.: Hans Bredow.
- Mannheim, Karl. (1964). *Wissenssoziologie*. Neuwied: Luchterhand.
- McAdam, Doug, McCarthy, John D. & Zald, Mayer N. (Hrsg.) (1996). *Comparative perspectives on social movements. Political opportunities, mobilizing structures, and cultural framings*. Cambridge: Cambridge University Press.
- McAll, Christopher. (1990). *Class, ethnicity, and social inequality*. McGill-Queen's: University Press.
- Mecheril, Paul. (1998). Rassismuserfahrungen. In Klaus Weber & Siegfried Grubitzsch (Hrsg.), *Psychologische Grundbegriffe. Ein Handbuch* (S. 512-514). Reinbek: Rowohlt.
- Mecheril, Paul. (2000). *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit*. Unveröffentlichte Habilitationsschrift. Universität Bielefeld. Fakultät für Pädagogik.
- Mecheril, Paul & Teo, Thomas. (1994). *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin: Dietz.
- Mecheril, Paul & Teo, Thomas. (1997). *Psychologie und Rassismus*. Reinbek: Rowohlt.
- Melber, Henning. (1992). *Der Weißheit letzter Schluß. Rassismus und kolonialer Blick*. Frankfurt/ M.: Brandes und Apsel.
- Memmi, Albert. (1987). *Rassismus*. Frankfurt/M.: Athenäum.
- Merton, Robert. (1936). The unanticipated consequences of purposive social action. *American Sociological Review*, 1, 894-904.
- Miles, Robert. (1991). *Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Mitteilungen der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer. (1998). *Daten und Fakten zur Ausländersituation*. Bonn, Berlin.
- Momsen, Janet Henshall. (1999). *Gender, Migration and Domestic Service*. London, New York: Routledge.
- Mörth, Ingo & Fröhlich, Gerhard (Hrsg.). (1994). *Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Moreno, Jacob L. (1988). *Gruppenpsychotherapie und Psychodrama. Einleitung in die Theorie und Praxis*. Stuttgart, New York: Georg Thieme.
- Morris, Aldon D. & McClurg Mueller, Carol (Hrsg.) (1992). *Frontiers in social movement theory*. New Haven, London: Yale University Press.
- Moscovici, Serge. (1976). *Social influence and social change*. London: Academic Press.
- Moscovici, Serge. (1985). *Perspectives on minority influence*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mullavey-O'Byrne, Colleen. (1994). Intercultural interactions in welfare work. In Richard W. Brislin & Tomoko Yoshida (Hrsg.), *Improving intercultural interactions. Modules for cross-cultural training programs* (S. 197-220). Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage.
- Myrdal, Gunnar. (1964). *Challenge to affluence*. Houndmills, London: Macmillan.
- Nohl, Arnd-Michael. (1996). Interkulturelle Erfahrungen und Stereotype. Eine vergleichende Analyse von kriminalisierten und nichtkriminalisierten Jugendlichen türkischer Herkunft. *Soziale Probleme*, 7(2) 130-147.
- Nohl, Arnd-Michael. (2001). *Migration und Differenzenerfahrung. Junge Einheimische und Migranten im rekonstruktiven Milieuvvergleich*. Opladen: Leske + Budrich.
- Oakes, Penelope J., Haslam, S. Alexander & Turner, John C. (1994). *Stereotyping and social reality*. Oxford: Blackwell.

- Olschanski, Reinhard. (1997). Mißachtung als Ausgrenzung – Sartres „Überlegungen zur Judenfrage“. In Barbara Danckwortt & Claudia Lepp (Hrsg.), *Von Grenzen und Ausgrenzung* (S. 113-135). Marburg: Schüren.
- Omi, Michael & Winant, Howard. (1994). *Racial formation in the United States. From the 1960s to the 1990s* (2. Aufl.). New York, London: Routledge.
- Osterkamp, Ute. (1991). Alternativen zum hilflosen Antirassismus. *Blätter für Deutsche und Internationale Politik*, 12, 1459-1469.
- Osterkamp, Ute. (1995). Verleugnung des Rassismus. In Michael Langhanky (Hrsg.), *Verständigungsprozesse in der Sozialen Arbeit. Beiträge zur Theorie- und Methodendiskussion* (S. 102-119). Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses.
- Osterkamp, Ute. (1997). *Rassismus als Selbstentmächtigung*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Park, Robert Ezra. (1950). *Race and Culture*. Glencoe, IL.: Free Press.
- Parkin, Frank. (1983). Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung. In Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (S. 121-136). Göttingen: Schwartz.
- Partsch, Karl Josef. (1991). Rassendiskriminierung. In Rüdiger Wolfrum (Hrsg.), *Handbuch Vereinte Nationen* (S. 649-656). München: C.H. Beck.
- Pinn, Irmgard & Wehner, Marlies. (1995). *EuroPhantasien. Die islamische Frau aus westlicher Sicht*. Duisburg: DISS.
- Poliakov, Léon, Delacampagne, Christian & Girard, Patrick. (1992/1976). *Rassismus. Über Fremdenfeindlichkeit und Rassenwahn*. Hamburg, Zürich: Luchterhand.
- Pollock, Friedrich. (1955). *Gruppenexperiment. Ein Studienbericht*. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Potter, Jonathan & Wetherell, Margaret. (1995). Soziale Repräsentationen, Diskursanalyse und Rassismus. In Uwe Flick (Hrsg.), *Psychologie des Sozialen. Repräsentationen in Wissen und Sprache* (S. 177-199). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Pries, Ludger (Hg.). (1997). Transnationale Migration. In *Soziale Welt, Sonderband 12*. Baden-Baden: Nomos.
- Pries, Ludger. (2000). *The approach of transnational social spaces: Responding to new configurations of the social and the spatial*. London, New York: Routledge.
- Priester, Karin. (1997). *Rassismus und kulturelle Differenz*. Münster: Lit.
- Radtke, Frank-Olaf. (1995). Interkulturelle Erziehung. Über die Gefahren eines pädagogisch halbierten Anti-Rassismus. *Zeitschrift für Pädagogik*, 41(6) 853-864.
- Räthzel, Nora (Hg.). (2000). *Theorien über Rassismus*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Rattansi, Ali & Westwood, Sallie (Hrsg.) (1994). *Racism, modernity and identity on the Western front*. Cambridge: Polity.
- Reason, Peter. (1994). Three approaches to participative inquiry. In Norman K. Denzin & Yvonna S. Lincoln (Hrsg.), *Handbook of Qualitative Research* (S. 324-339). London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Reemtsma, Jan Philipp. (1998). Die Falle des Antirassismus. In Ulrich Bielefeld (Hrsg.), *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt?* (S. 269-282). Hamburg: Hamburger Edition.
- Reichert, Jo. (1997). Objektive Hermeneutik. In Ronald Hitzler & Anne Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (S. 31-56). Opladen: Leske + Budrich.
- Rex, John. (1996). *Ethnic minorities in the modern nation state*. New York: St. Martin's Press.
- Rex, John & Mason, David (Hrsg.) (1986). *Theories of Race and Ethnic Relations*. Cambridge, GB: Cambridge University Press.
- Ridley, Charles R. (1995). *Overcoming unintentional racism in counseling and therapy: A practitioner's guide to intentional intervention*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Rieker, Peter. (1986). *Rollenspiele als Methoden einer empirischen Sozialforschung*. Diplomarbeit an der Freien Universität Berlin.
- Rieker, Peter. (1997). *Ethnozentrismus bei jungen Männern*. Weinheim, München: Juventa.
- Rommelspacher, Birgit. (1995a). *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin: Orlanda.
- Rommelspacher, Birgit. (1995b). *Schuldlos-Schuldig? Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen*. Hamburg: Konkret Literatur Verlag.
- Rommelspacher, Birgit. (1997). Psychologische Erklärungsmuster zum Rassismus. In Paul Mecheril & Thomas Teo (Hrsg.), *Psychologie und Rassismus* (S. 153-174). Reinbek: Rowohlt.

- Rouhana, Nadim N., Korper, Susan H. (1996). Dealing with the dilemmas posed by power. Asymmetry in intergroup conflict. *Negotiation Journal*, 12(4) 353-366.
- Sader, Manfred. (1983). Rollenspiel und Realität. *Gruppendynamik*, 14(3) 241-253.
- Sader, Manfred. (1986). *Rollenspiel als Forschungsmethode*. Opladen: Leske + Budrich.
- Sader, Manfred. (1991). Realität, Semi-Realität und Surrealität im Psychodrama. In Manfred Vorweg & Traudl Alberg (Hrsg.), *Psychodrama* (S. 44-63). Leipzig: Barth.
- Sartre, Jean-Paul. (1989). Betrachtungen zur Judenfrage. In *Drei Essays*. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Scharenberg, Albert. (1998). *Schwarzer Nationalismus in den USA: Das Malcolm X-Revival*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Scheffer, Thomas. (1997). Der administrative Blick. Über den Gebrauch des Passes in der Ausländerbehörde. In Stefan Hirschauer & Klaus Amann (Hrsg.), *Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie* (S. 168-197). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Scherrer, Christian P. (1996). *Ethno-Nationalismus im Weltsystem. Prävention, Konfliktbearbeitung und die Rolle der internationalen Gemeinschaft*. Münster: Agenda.
- Schittenhelm, Karin. (2001). *Statuspassagen junger Frauen zwischen Schule und Beruf*. Berlin: Abschlussbericht an die Deutsche Forschungsgemeinschaft.
- Schittenhelm, Karin. (im Erscheinen). Milieubildung, symbolische Gewalt und soziale Ungleichheit. Statuspassagen junger Frauen aus eingewanderten Herkunftsfamilien. In Anja Weiß, Cornelia Koppetsch, Albert Scharenberg & Oliver Schmitdke (Hrsg.), *Klasse und Klassifikation*.
- Schütze, Dorothea. (1996). „Ich hatte kein Kleingeld.“ *Erfahrungen mit alltäglichem Rassismus in Darmstadt*. Darmstadt: Justus von Liebig Verlag.
- Schultz, Dagmar. (1993). Kein Ort nur für uns allein. Weiße Frauen auf dem Weg zu Bündnissen. In Ika Hügel et al. (Hrsg.), *Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung* (S. 157-187). Berlin: Orlanda.
- Schuman, Howard & Johnson, Michael P. (1976). Attitudes and behaviour. *Annual Review of Sociology*, 2, 161-207.
- Schwingel, Markus. (1993). *Analytik der Kämpfe. Macht und Herrschaft in der Soziologie Bourdieus*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Sears, David O. (1988). Symbolic racism. In Phyllis A. Katz & Dalmas A. Taylor (Hrsg.), *Eliminating racism. Profiles in controversy* (S. 53-84). New York: Plenum.
- Seifert, Ruth. (1990). Politik zwischen Interesse und Moral. Zum politischen Bewußtsein ausgewählter Berufsgruppen des sogenannten „Kleinbürgertums“. In Peter A. Berger & Stefan Hradil (Hrsg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (S. 455-480). Göttingen: Schwartz.
- Sherif, Muzafer. (1967). *Group conflict and cooperation. Their social psychology*. London: Routledge and Keagan Paul.
- Sidanius, Jim, Pratto, Felicia & Bobo, Lawrence. (1996). Racism, conservatism, affirmative-action, and intellectual sophistication – A matter of principled conservatism or group dominance. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70(3) 476-490.
- Silbermann, Alphons & Hüasers, Francis. (1995). *Der „normale“ Haß auf die Fremden. Eine sozialwissenschaftliche Studie zu Ausmaß und Hintergründen von Fremdenfeindlichkeit in Deutschland*. München: Quintessenz.
- Simon, Fritz B. (1991). *Meine Psychose, mein Fahrrad und ich. Zur Selbstorganisation der Verücktheit*. Heidelberg: Auer.
- Singer, Mona. (1997). *Fremd. Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität*. Tübingen: Edition Discord.
- Snowden, Frank M. Jr. (1995). Europe's oldest chapter in the history of black-white relations. In Benjamin P. Bowser (Hrsg.), *Racism and anti-racism in world perspective* (S. 3-26). London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Solomos, John. (1993). *Race and racism in contemporary Britain*. London: St. Martin's Press.
- Soysal, Yasemin N. (1997). *Identity, rights, and claims-making: Changing dynamics of citizenship in postwar Europe*. Paper presented at the 3rd Conference of the European Sociological Association, Aug 27-30, 1997 in Colchester, GB.
- Spülbeck, Susanne. (1997). *Ordnung und Angst. Russische Juden aus der Sicht eines ostdeutschen Dorfes nach der Wende*. Frankfurt/M.: Campus.
- Statistisches Jahrbuch 1998 für die Bundesrepublik Deutschland*. (1998) Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

- Stehr, Johannes. (1998). *Sagenhafter Alltag. Über die private Aneignung herrschender Moral*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Steinweg, Reiner. (1986). *Lehrstück und episches Theater. Brechts Theorie und die theaterpädagogische Praxis*. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Stepakoff, Susan (Shanee). (1997). Poetry therapy principles and practices for raising awareness of racism. *Arts in Psychotherapy*, 24(3) 216-274.
- Stern, Frank. (1991). Philosemitismus. Stereotype über den Feind, den man zu lieben hat. *Babylon*, 8, 15-26.
- Stolcke, Verena. (1995). Talking culture. New boundaries, new rhetorics of exclusion in Europe. *Current Anthropology*, 36(1) 1-24.
- Strauss, Anselm L. (1991). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Wilhelm Fink.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: PVU.
- Sunoo, Jan Jung-Min. (1990). Some guidelines for mediators of intercultural disputes. *Negotiation Journal*, 6(3) 383-389.
- Taguieff, Pierre-André. (1992). Die Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus. In Uli Bielefeld (Hrsg.), *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt* (S. 221-268). Hamburg: Hamburger Edition.
- Tajfel, Henri. (1969). Cognitive aspects of prejudice. *Journal of Social Issues*, 25(4) 79-97.
- Tajfel, Henri. (1970). Experiments in intergroup discrimination. *Scientific American*, 223, 96-102.
- Tajfel, Henri. (1978). *Differentiation between social groups. Studies in the social psychology of intergroup relations*. London: Academic Press.
- Tajfel, Henri, Billig, Michael G., Bundy, R. P. & Flament, Claude. (1971). Social categorization and intergroup behavior. *European Journal of Social Psychology*, 1, 149-178.
- Taylor, Charles. (1994). *Multiculturalism. Examining the politics of recognition*. Princeton: Princeton University Press.
- Teimoori, Pari (Hrsg.). (1997). *Duell in schwarz/weiß*. Berlin: Frauenanstiftung.
- Terkessidis, Mark. (1998). *Psychologie des Rassismus*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Thomas, Alexander (Hrsg.). (1994). *Psychologie und multikulturelle Gesellschaft*. Göttingen, Stuttgart: Verlag für angewandte Psychologie.
- Thomas, Alexander (Hrsg.). (1996). *Psychologie interkulturellen Handelns*. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe.
- Thornton, Robert J. (1993). Die Rhetorik des ethnographischen Holismus. In Eberhard Berg & Martin Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text* (S. 240-268). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Three Rivers, Amoja. (1990/91). *Kulturelle Etikette. Ein Ratgeber für die wohlmeinende Antirassistin*. Berlin: AStA/FU-Berlin.
- Thun, Friedemann Schulz von. (1981). *Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen*. Reinbek: Rowohlt.
- Thun, Friedemann Schulz von. (1989). *Miteinander Reden 2. Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung*. Reinbek: Rowohlt.
- Turner, John C. et al. (1987). *Rediscovering the social group*. Oxford: Blackwell.
- Uremovic, Olga & Oerter, Gundula (Hrsg.). (1994). *Frauen zwischen Grenzen. Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Van Dijk, Teun A. (1987). *Communicating racism. Ethnic prejudice in thought and talk*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Van Dijk, Teun A. (1992). Discourse and the denial of racism. *Discourse & Society*, (1) 87-118.
- Van Dijk, Teun A. (1993). *Elite discourse and racism*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Viehman, Klaus. (1993). Drei zu Eins. In Klaus Viehman und andere (Hrsg.), *Drei zu Eins* (S. 25-82). Berlin, Amsterdam: Edition ID-Archiv.
- Wacquant, Loïc, J. D. (1997). For an Analytic of Racial Domination. *Political Power & Social Theory*, 11(221-234).
- Wagner, Ulrich. (1997). *Interaktive Sozialforschung. Zur Frage der Wissenschaftlichkeit und Brauchbarkeit der Aktionsforschung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Watts, Meredith W. (1996). Political xenophobia in the transition from socialism: Threat, racism and ideology among East German youth. *Political Psychology*, 17(1) 97-126.

- Wayand, Gerhard. (1998). Pierre Bourdieu: Das Schweigen der Doxa aufbrechen. In Peter Imbusch (Hrsg.), *Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien* (S. 221-237). Opladen: Leske + Budrich.
- Weber, Max. (1980). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: J.C.B.Mohr.
- Weiß, Anja. (1996). *Lieber Biegen als Brechen. Zwischen Anspruch und Anpassung im Beruf*. Frankfurt/M.: Campus.
- Wellman, David T. (1993/1977). *Portraits of white racism* (2. Aufl.). Cambridge: Cambridge University Press.
- Werbner, Pnina & Modood, Tariq (Hrsg.) (1997). *Debating cultural hybridity*. London, New Jersey: Zed.
- Wetherell, Margaret & Potter, Jonathan. (1992). *Mapping the language of racism. Discourse and the legitimation of exploitation*. New York, London, Toronto, Sydney, Tokyo, Singapore: Harvester Wheatsheaf.
- Wicker, Allan W. (1969). Attitudes versus actions: The relationship of verbal and overt behavioral responses to attitude objects. *Journal of Social Issues*, 25, 41-78.
- Wieviorka, Michel. (1995). *The arena of racism*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Willis, Paul. (1991). *Jugend-Stile. Zur Ästhetik der gemeinsamen Kultur*. Hamburg, Berlin: Argument.
- Wilmsen, Edwin N. & McAllister, Patrick. (1996). *The politics of difference. Ethnic premises in a world of power*. Chicago: University of Chicago Press.
- Wilson, William Julius. (1980). *The declining significance of race. Blacks and changing American institutions* (2. Aufl.). Chicago: University of Chicago Press.
- Wilson, William Julius. (1987). *The truly disadvantaged: The inner city, the underclass, and public policy*. Chicago: University of Chicago Press.
- Wimmer, Andreas. (1997). Explaining xenophobia and racism – A critical review of current research approaches. *Ethnic and Racial Studies*, 20(1) 17-41.
- Wodak, Ruth, Nowak, Peter, Pelikan, Johanna, Gruber, Helmut, de Cillia, Rudolf & Mitten, Richard. (1990). „Wir sind alle unschuldige Täter.“ *Diskurshistorische Studien zum Nachkriegs-antisemitismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Yuval-Davis, Nira. (1997). *Gender & nation*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Zaimoglu, Feridun. (1995). *Kanak Sprak. 24 Misstöne vom Rande der Gesellschaft*. Hamburg: Rotbuch.
- Zizek, Slavoj. (1997). Multiculturalism, or, the cultural logic of multinational capitalism. *new left review*, 225, 28-51.
- Zurek, Adam. (1995). Vom Fremden zur Entfremdung. *Journal für Psychologie*, 3(3) 6-15.

5. Die Reproduktion von Rassismus im Kontext machtasymmetrischer interkultureller Konflikte.....	267
5.1 Perspektivendivergenz .....	270
5.2 Konfliktpotenziale im machtasymmetrischen interkulturellen Konflikt und ihre Folgen .....	277
5.2.1 Internalisierung des Konfliktes .....	283
5.2.2 Externalisierung des Konfliktes .....	285
5.3 Gruppeninternes Verhältnis zwischen Dominanten und Dominierten.....	288
5.3.1 Die rassistisch Dominierten als entlastende TabubrecherInnen .....	289
5.3.2 Ambivalentes Verhältnis der Dominanten zu den Dominierten.....	292
5.4 Ergebnisse.....	295
6. (Anti-) Rassismus im Kontext habituellem Übereinstimmung und Distinktion .....	299
6.1 Distinktion durch moralisch kulturelles Kapital.....	301
6.2 Normatives Engagement trotz objektiv dominanter Position?.....	313
6.3 Individualisierter Habitus .....	323
6.3.1 Individualisierte Theorien.....	326
6.3.1.1 Rassismus als Entwicklungsdefizit.....	326
6.3.1.2 Individualisierte Moral .....	330
6.3.2 Lösungsansätze .....	334
6.3.2.1 Persönlicher Kontakt .....	338
6.3.2.2 Strukturelle Segregation .....	340
6.4 Fazit.....	349
Schluss .....	353
Anhang.....	359
Literaturverzeichnis .....	365